Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat. . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgendeine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn[illegible] bleibt selbe geschlossen.

Jos. [illegible] hek,

Ticonderoga

oder

der schwarze Adler.

Eine amerikanische Erzählung

von

G. P. R. James.

Was giebt's? Haben wir Teufel hier? Führt Ihr uns Komödien auf mit Wilden und indianischen Männern?

Der Sturm.

Aus dem Englischen

von

Dr. E. Susemihl.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Chr. Ernst Kollmann.
1854.

Ticonderoga

oder

der schwarze Adler.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

Langsam und schwer brach der Tag unter der grauen Wolke an und fand Lord H. und den Indianerhäuptling noch am Eingange des Landhauses sitzend. In dem früheren Theile der Nacht hatten sie einige Worte gewechselt; aber viele Stunden vor der Morgendämmerung waren sie völlig still gewesen. Nur einmal während ihres Wachens stand der schwarze Adler von seinem Sitze auf, und das war gegen Mitternacht. Die Ohren des Lord H. hatten gehorcht so wie seine eigenen; aber obgleich der englische Edelmann kein Geräusch vernahm, hörte der Häuptling einen fernen Fußtritt, und aufmerksam horchend, sprang er auf.

Dann näherte er sich der Thür und stand einige Augenblicke still wie eine Statue da. Gleich darauf

vernahm Lord H. das leise Geräusch, welches ihm aufgefallen war, und im nächsten Augenblick wurde das Mondlicht von einer anderen düsteren Gestalt verdunkelt, nicht ganz so groß wie der Häuptling, und der Schatten fiel durch die Thür herein.

Es wurden einige Worte zwischen den beiden Indianern in ihrer Muttersprache gewechselt, anfangs in leisem und musikalischem Tone, aber dann in Ausdrücken, welche Kummer oder Zorn zu erkennen gaben. Nicht mehr, als fünf Sätze wurden von beiden Seiten gesprochen und dann eilte der, welcher zuletzt gekommen war, mit raschen und sorglosen Schritten in den Wald. Der alte Häuptling kehrte zurück und setzte sich in derselben Stellung, wie vorher, nieder.

Als der Tag dämmerte, stand der schwarze Adler auf und sagte in englischer Sprache:

„Nun, mein Bruder, laß die Stimme des Cataracts das Mädchen erwecken; dann will ich Euch führen. Ihr Pferd ist noch nicht gekommen; aber wenn es nicht mit dem Winde gelaufen oder sich vom Feuer ernährt, wird es bald hier sein.“

„Weißt Du denn, was aus demselben geworden, nachdem es sich von uns losgerissen?“ fragte Lord H.

„Nein, ich weiß es nicht,“ antwortete der Indianer; „aber meine Schritte folgten den Eurigen

von der untergehenden Sonne bis Ihr hieher kamet. Ich war zu Deiner Sicherheit dort, mein Bruder, und zu der Sicherheit des Mädchens."

„Wir wären oft froh gewesen, Deinen Rath zu erhalten," bemerkte Lord H.; „denn wir bedurften zuweilen eines bessern Wissens, als wir selber besaßen."

„Wer sich selber hift, bedarf keiner Hilfe," antwortete der schwarze Adler. „Du warest genug, um die Schwierigkeit zu überwinden; warum sollte ich Dir das Recht nehmen zu handeln?"

Als sie sprachen, hörte man Editha's leichten Fußtritt auf der Treppe und die Augen des schwarzen Adlers waren, als sie herunterstieg, mit einem Blicke auf sie gerichtet, welcher Lord H. einige Bedeutung zu haben schien, obgleich er nicht eigentlich sagen konnte, worin die Eigenthümlichkeit bestehe. Der Blick war ruhig und ernst, doch lag eine gewisse Zärtlichkeit darin, welche machte, daß der junge Edelmann unwillkürlich fürchtete, es möchte dem Herrn Prevost irgend ein Unheil begegnet sein.

Er fühlte sich indessen bald beruhigt, denn als Editha herunterkam, sagte der Häuptling sogleich:

„Dein Vater ist gerettet, meine Tochter. Er kam unverletzt durch das Feuer und befindet sich in seiner eigenen Wohnung."

Editha sah blaß und verstört aus; aber die

Worte des Häuptlings riefen ein freudiges Lächeln auf ihr Gesicht und die Farbe kehrte ihrer Wange zurück. Als Antwort auf die Fragen des Lord H. gab sie zu, daß sie wenig geschlafen habe, und fügte dann wieder mit ängstlichem Blicke hinzu:

„Wie konnte ich schlafen, da ich meines Vaters wegen so unruhig war?"

Sie zeigte ein ängstliches Verlangen, so bald wie möglich weiter zu reisen und nicht zu warten, bis die Indianer ihr Pferd wieder auffangen würden, was sie sogleich als die Meinung des schwarzen Adlers erkannte, als seine etwas zweideutigen Worte ihr wiederholt wurden.

„Sie mögen das Pferd einfangen oder nicht," sagte sie; „mein Vater wird meinetwegen sehr ängstlich sein, bis er mich wiedersieht. Ich kann sehr gut zu Fuß gehen."

Der Indianer stand schweigend vor der Thür, zu welcher er sich gewendet hatte, nachdem er sie von der Rettung ihres Vaters benachrichtigt hatte, und Lord H. faßte ihre Hand und fragte sie in leisem Tone, ob sie sich fürchten würde, einige Augenblicke mit dem schwarzen Adler allein zu sein, während er für sie und ihn einige Speisen suche.

„Nicht im Geringsten," antwortete sie. „Nach seinen Worten in der letzten Nacht und nachdem er seine Decke um mich geworfen, bin ich so sicher bei

ihm wie Otaitsa es sein würde. Von dem Augenblick an betrachtet er mich als seine Tochter und würde mich in jeder Noth als solche behandeln."

„Nun gut, ich werde nicht lange ausbleiben," entgegnete Lord H.; und als er an dem Indianer vorüberging, sagte er: „Ich überlasse sie auf einige Augenblicke Deinem Schutze, schwarzer Adler."

Der Indianer antwortete nur mit einem Gurgeltone, der seinem Volke eigenthümlich ist; dann kehrte er in das Haus zurück, setzte sich wie vorher auf den Boden nieder und schien geneigt, in Schweigen zu verharren. Aber es herrschten Zweifel in Editha's Geiste, die sie zu beseitigen wünschte, und sie sagte:

„Ist nicht mein Vater Dein Bruder, schwarzer Adler?"

„Er ist mein Bruder," antwortete der Indianer kurz und versank wieder in Schweigen.

„Wird ein großer Häuptling gestatten, daß seinem Bruder etwas zu Leide geschehe?" fragte Editha wieder, nachdem sie einige Augenblicke überlegt hatte, wie sie ihre Frage stellen solle.

„Kein Krieger von dem Zeichen der Schildkröte wagt einen Tomahawk gegen den Bruder des schwarzen Adlers zu erheben," antwortete der Häuptling.

„Ist nicht der schwarze Adler der große Häuptling der Oneidas?" sagte Editha wieder; „hört nicht das Volk des Steines auf seine Stimme? Ist er

nicht für sie wie der Felsen, worauf ihr Haus gegründet ist? Würden die Oneidas sich in die Wolken erheben können, wenn der schwarze Adler sie nicht führte? Und werden sie seiner Stimme nicht gehorchen?"

„Das Volk des Steines hat seine Gesetze," entgegnete der Häuptling; „es sind lederne Riemen, welche jeden Sachem und jeden Krieger binden. Sie werden in die Wampumrolle geflüstert, die in der Hand des großen Arztes oder Priesters ist, wie Ihr ihn nennen würdet; und die Stimme des schwarzen Adlers, wenn gleich stark im Kriege, gleicht dem Gesange des Rohrsperlings im Vergleich zu der Stimme der Gesetze."

So kurz diese Unterredung geschrieben erscheinen mag, währte sie doch mehrere Minuten, denn der Indianer machte lange Pausen, und Editha, die ihm zu gefallen die Sitte seines Volkes annahm, folgte seinem Beispiel.

Seine letzte Antwort war kaum ertheilt, als Lord H. zurückkehrte und ein trockenes und ziemlich hartes Brod und einen Krug mit klarem kaltem Wasser brachte.

„Ich habe keinen besonders günstigen Erfolg gehabt," sagte er, „denn die Leute haben offenbar den Ort verlassen und alle ihre Schränke, mit Ausnahme

eines einzigen, sind verschlossen. Darin fand ich indessen das Brod."

„Es sind Eichhörnchen, die auf den Zweigen dahinfliehen bei der Annäherung der Gefahr und ihre Vorräthe verborgen zurücklassen," sagte der schwarze Adler. „Aber tunke das Brod ins Wasser, meine Tochter; es wird Dir unterwegs Kräfte verleihen."

Lord H. legte das Brod auf den Tisch und eilte wieder aus dem Zimmer; aber Editha hatte wenig Gelegenheit, ihren dunkelfarbigen Gefährten vor der Rückkehr des jungen Edelmannes zu befragen. Er war kaum zwei Minuten abwesend, und als er zurückkehrte, führte er sein Pferd hinter sich, ein wenig verschieden ausgerüstet, als am vergangenen Tage. Der Sattel war jetzt mit einem Kissen bedeckt, welches er mit ledernen Riemen angeschnallt hatte. Die Steigbügel waren beide auf einer Seite, ein wenig verkürzt und mit einem Stück Bret auseinander gespannt, um die Füße darauf stellen zu können.

Lord H. hatte Manches in seinem Leben gethan, dessen er sich mit Recht rühmen konnte. Er hatte Versuchungen widerstanden, welchen die meisten Männer nachgegeben hätten; er hatte manche tapfere und edle That gethan; er hatte große Geisteskräfte und hohe Eigenschaften des Herzens in Augenblicken großer Schwierigkeit gezeigt; aber wohl nie hatte er so wohlgefällig über irgend eine Handlung seines ganzen

Lebens gelächelt, wie über die rasche und erfolgreiche Umwandlung seines eigenen unbequemen Sattels in einen bequemen Damensattel; und als er Editha zur Thür führte und sie bemerkte, wie er sich beschäftigt habe, konnte sie nicht umhin, ihn mit einem strahlenden Lächeln zu belohnen, woran die Heiterkeit geringeren Antheil hatte, als die Dankbarkeit. Selbst über das dunkle Gesicht des an stoische Gleichgültigkeit gewöhnten Indianers flatterte etwas dahin, was einem Lächeln glich.

Seine schöne Schutzbefohlene in seinen Armen erhebend, setzte er sie leicht auf den Rücken des Pferdes, ordnete den Fußtritt und nahm dann den Zügel, um das Pferd zu führen. Ohne ein Wort zu reden ging der indianische Häuptling mit einer Schnelligkeit voraus, womit das Pferd kaum Schritt halten konnte, und den freien Raum vor dem Hause überschreitend, waren sie bald wieder unter den Zweigen des Waldes.

Mehr als einmal blieb der schwarze Adler, auf seine Büchse gelehnt, stehen und wartete auf seine beiden Begleiter; aber ohne Zweifel waren es die Schwierigkeiten des schmalen Pfades, der nicht für Pferde bestimmt war und nicht das Vergnügen, die Unterredung zu verlängern und dabei zu einem so schönen Augenpaar aufzublicken, wie nur je einen sterblichen Menschen angeschienen, was den Fortschritt des jungen Edelmannes verzögerte.

Endlich hatte man sechs Meilen zurückgelegt und dann kam man wieder auf die Militairstraße, die bis auf eine kurze Entfernung zu dem Hause des Herrn Prevost führte. Während der ganzen Reise hatte der Indianerhäuptling kein Wort gesprochen; aber sobald er von dem schmalen Pfade auf den breiten Weg gekommen war, blieb er stehen und wartete, bis Editha näher kam, dann deutete er mit der Hand und sagte:

„Du kennst den Weg, meine Tochter; Du bedarfst meiner nicht mehr. Der schwarze Adler muß wieder zu seinem eigenen Felsen zurückfliegen."

„Aber werden wir sicher sein?" fragte Editha.

„So wie in dem glücklichen Jagdrevier," versetzte der Häuptling. Und sich wegwendend, betrat er wieder den Fußpfad, auf den sie gekommen.

Ihr Schritt war nicht viel schneller, als er es auf dem schwierigeren Pfade gewesen war. Das Siegel schien von den Lippen des Lord H. genommen zu sein. Er fühlte, daß Editha sicher sei; und als sie näher bei ihrer Heimath und nicht mehr gänzlich seiner Willkür und Delikatesse überlassen war, wurden seine Worte zärtlicher; aber sie legte ihre Hand sanft auf die seine, als sie auf dem Sattelknopfe ruhte, und mit glühendem Gesichte sagte sie:

„O! nicht jetzt, nicht jetzt — um des Himmels willen, schonen Sie meiner noch."

Er schaute lebhaft fragend zu ihrem Gesichte

auf; aber er sah dort etwas, entweder in den halb bedeckten, schwimmenden Augen, in den glühenden Wangen oder in dem aufgeregten Beben der Lippen, was ihm genügte.

„Verzeihen Sie mir," sagte er in abbittendem Tone; aber im nächsten Augenblick fügte er mit militairischer Unbefangenheit hinzu: „Liebe Editha, ich danke Ihnen von ganzem Herzen, denn ich bin ein zuversichtlicher Thor und Sie sind keine leichtfertige Coquette, und wenn Sie unentschlossen wären, würden Sie mehr sagen."

Editha neigte ihren Kopf auf den Sattelknopf und einige helle Tropfen rollten über ihre Wangen. Beide blieben stumm und verkehrten eine Zeitlang mit ihren eigenen Gedanken.

Sie wurden durch einen lauten und freudigen Ruf aus ihren aufgeregten Träumereien erweckt, und als sie den Abhang hinaufschauten, erblickten sie Herrn Prevost zu Pferde und zwei oder drei Negersclaven, welche ihnen entgegenkamen. Sie eilten schnell weiter. Der Vater und die Tochter sprangen auf den Boden, und o! mit welcher Freude fühlte sie sich in seinen Armen!

Es ist ein Irrthum zu denken, daß die zärtliche Neigung nicht getheilt werden kann. Die Liebe gleicht dem Banianbaume, welcher seinen Umfang dadurch vermehrt, daß er nach allen Richtungen hin Sprossen

treibt; und jeder gesonderte Zweig wächst und stärkt sich durch den andern. In dem Augenblick, als sie von neuen Regungen durchbebt wurde und ihre Liebe für einen Andern in ihrer Seele anerkannte, fühlte Editha ihre Liebe zu ihrem Vater stärker als je! Welcher Trost, welche Beruhigung, welches Glück war es für sie, sich in jenen zärtlichen väterlichen Armen zu befinden!

Es ist unnöthig, hier die Erklärungen mitzutheilen, welche erfolgten. Herr Prevost hatte wenig zu sagen. Er war wohlbehalten, wenn auch nicht ohne große Gefahr und ohne sich die Kleider und das Gesicht zu verbrennen, durch das Bett des Flusses und einen kleinen Theil des dichteren Waldes gelangt. Er hatte sein Haus und alle Gebäude unversehrt wiedergefunden, und selbst der Wald umher war noch frei vom Feuer und außer Gefahr, so lange der Wind östlich blieb. Ueberzeugt, daß seine Tochter die Familie des Landmannes finden und von ihr freundlich empfangen werden würde, war er ihretwegen unbesorgt gewesen, bis etwa vor einer Stunde, als ihr Pferd mit versengtem und geschwärztem Sattel und fast abgebrannten Hufen nach Hause zurückgekehrt war. In großer Unruhe wegen seiner Tochter, hatte sich Herr Prevost hastig auf den Weg gemacht, um sie aufzusuchen. Ihre Geschichte war bald erzählt, und wiederholt drückte Herr Prevost ihrem Beschützer die

Hand und dankte ihm lebhaft für Alles, was er für sein Kind gethan.

Die Entfernung bis zu dem Hause war jetzt nicht groß; und indem man die Pferde den Negern übergab, ging die kleine Gesellschaft zu Fuß weiter und besprach die Ereignisse der letzten wenigen Stunden. Als sie das Haus erreichten, stießen die Dienerinnen ein lautes Freudengeschrei aus, als sie ihre junge Gebieterin zurückkehren sahen, und Editha wurde sogleich in ihr Zimmer geführt um dort Ruhe und Erfrischung zu finden. Das Frühstück wurde sogleich für Lord H. bereitet, der seit dem letzten Mittage Nichts gegessen hatte; aber er aß auch jetzt wenig und zeigte eine Unruhe, die Herr Prevost mit einiger Aengstlichkeit bemerkte.

„Mylord, Sie genießen kaum etwas," sagte er, „und scheinen entweder nicht wohl oder unruhig. Ich hoffe, Sie werden von keinem Gegenstande des Kummers oder der Besorgniß niedergedrückt."

„Durchaus nicht," versetzte Lord H. lächelnd; „aber um die Wahrheit zu sagen, mein lieber Herr, bin ich ungeduldig, eine Unterredung von einigen Augenblicken mit Ihnen zu führen und ich hätte wohl mein Frühstück entbehren können, bis sie vorüber gewesen. Bitte, lassen Sie uns in das andere Zimmer gehen, wo wir nicht gestört sein werden."

Herr Prevost ging voran und schloß die Thür

mit ernstem Gesichte; denn wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, hatte er nicht die schwächste Idee von dem, was folgen werde.

„Unsere Bekanntschaft ist sehr kurz gewesen, Herr Prevost,“ sagte Lord H., sobald sie saßen, indem er in der That mehr Verlegenheit und Bedenklichkeit empfand, als er unter solchen Umständen erwartete; „aber ich hoffe, Sie haben genug von mir gesehen und mein allgemeiner Ruf ist von der Art, daß Sie das, was ich zu sagen im Begriff bin, nicht für besonders voreilig und anmaßend halten werden.“

Herr Prevost sah ihn mit vollkommenem Erstaunen an und war nicht im Stande zu begreifen, wo seine Rede enden werde. Als der Edelmann schwieg, antwortete er:

„Bitte, reden Sie weiter, Mylord. Glauben Sie mir, ich hege die höchste Achtung und Rücksicht für Sie. Ihr Ruf und Ihre Aufführung haben, das weiß ich wohl, den Glanz ihres Ranges noch erhöht und das edle Blut hat sich durch edle Handlungen in Ihnen gerechtfertigt. Was in aller Welt können Sie zu sagen haben, weshalb ich Sie auch nur auf einen Augenblick für anmaßend halten sollte?“

„Nur dieses, und vielleicht werden Sie mich dennoch für anmaßend halten, wenn ich es ausgesprochen habe,“ versetzte Lord H.: „Ich bin im Begriff, Sie zu bitten, mir etwas zu geben, was ich

sehr schätze, und was Sie mit Recht ebenso hoch schätzen, wie irgend etwas, was Sie besitzen. Ich meine Ihre Tochter. Nein, stutzen Sie nicht und werden Sie nicht blaß. Ich kenne den vollen Werth dessen, was ich fordere; aber ich habe jetzt viele Tage fast ausschließlich in ihrer Gesellschaft zugebracht — ich habe einige Schwierigkeiten und Gefahren mit ihr getheilt, die, wie Sie wissen, zwei Personen einander theuer machen. Ich bin viel in weiblicher Gesellschaft gewesen — ich habe die Schönen und Geistreichen in vielen Ländern kennen gelernt — vielleicht waren meine Erwartungen zu hoch gespannt — meine Wünsche zu vielfordernd; aber ich fand noch nie ein Mädchen, welches mein Herz rührte. Ich habe jetzt die Einzige gefunden, die ich lieben kann, und ich fordere sie von Ihnen mit dem vollen Bewußtsein, wie viel ich fordere."

Herr Prevost blieb in tiefem Schweigen sitzen, seine Augen waren auf den Boden gerichtet und seine Wange, wie Lord H. gesagt, sehr blaß. Es ging ein großer Kampf in seinem Herzen vor, wie es unter solchen Umständen nicht anders sein kann.

„Sie ist sehr jung — so sehr jung — gerade siebzehn!" murmelte er mehr mit sich selber, als mit seinem Gefährten redend.

„Ich mag freilich ein wenig zu alt für sie sein," sagte Lord H. gedankenvoll; „doch hoffe ich, Herr

Prevost, besitze ich im Herzen und Geiste noch alle Frische oder Jugend.“

„O! das ist es nicht — das ist es durchaus nicht,“ antwortete Editha's Vater; „es ist nur, weil sie so sehr jung ist, Sorgen und Pflichten zu übernehmen. Freilich ist sie kein gewöhnliches Mädchen, und vielleicht, wenn irgend eine in einem so frühen Alter zu den großen Verantwortlichkeiten eines solchen Standes fähig war, so ist es Editha. Ihre Erziehung ist auf besondere Weise geleitet worden — ungleich der irgend eines anderen Mädchens.“

Herr Prevost war seiner Gewohnheit nach von der vorliegenden Frage auf Nebendinge eingegangen und überlegte nicht länger, ob er seine Einwilligung zu Editha's Verheirathung geben solle, sondern, ob sie zu dem Ehestande überhaupt geeignet sei, und welche Wirkung die erhaltene Erziehung auf ihre Handlungsweise als Gattin ausüben werde. Der Liebende beschäftigte sich inzwischen aus Gewohnheit mit einem einzigen wichtigen Gegenstande und war ungeduldig, etwas Bestimmteres zu erfahren. Er wagte daher, die Träumerei des Herrn Prevost mit den Worten zu unterbrechen:

„Unsere Verbindung wird nothwendigerweise eine Zeitlang aufgeschoben werden,“ Herr Prevost, auch wenn ich Ihre Einwilligung erhalte. Darf ich hoffen,

daß sie mir gewährt werden wird — wenn keine persönliche Einwendung gegen mich vorliegt?"

„Durchaus keine," rief Herr Prevost lebhaft. „Sie werden keinen Augenblick daran denken, daß ich etwas gegen Sie einwenden sollte, mein theurer Lord. Alles, was ich sagen kann, ist, daß ich mich nicht widersetzen will, wenn Editha nach ruhiger und bedächtiger Ueberlegung glaubt, daß es zu ihrem eigenen Glück gereicht. Was sagt sie selber?"

„Sie sagt Nichts," antwortete Lord H. lächelnd; „denn wenn sie gleich nicht an meinen Gefühlen für sie zweifeln kann, ist sie doch nicht auf die Probe gestellt worden, ohne Ihre ausdrückliche Billigung eine Antwort zu ertheilen. Habe ich also Ihre Erlaubniß, ihr meine Hand anzubieten?"

„Ohne allen Zweifel," versetzte Herr Prevost. „Ich will sie rufen; ihre Antwort wird bald gegeben sein, denn es ist nicht ihre Art, mit irgend Jemand ihr Spiel zu treiben."

Er stand auf, als wollte er das Zimmer verlassen; aber Lord H. hielt ihn zurück und sagte:

„Noch nicht, noch nicht, mein lieber Herr. Sie hat in der letzten Nacht wenig oder gar nicht geruht und während der letzten vier und zwanzig Stunden viel Angst und Anstrengung gehabt. Wahrscheinlich ruht sie jetzt, und ich darf nicht zugeben, daß sie selbst durch die Ungeduld eines Liebenden gestört werde."

„Ich hatte es vergessen," sagte Herr Prevost. „Es ist freilich wahr, daß das liebe Kind einiger Ruhe bedürfen muß. Es ist seltsam, Mylord, wie Kummer und Freuden sich in allen Ereignissen des irdischen Lebens vereinen. Ich dachte, als ich vor langen Jahren mit meinen Fingern durch die glänzenden Haarlocken meiner Editha fuhr und in ihren krystallhellen Augen die tiefen Quellen der reinen Regungen ihres jungen Herzens zu sehen glaubte, dachte ich, es würden wenige Freuden der gleich kommen, sie in einer künftigen Zeit ihre Hand einem ihrer würdigen Manne reichen zu sehen, um das Glück einer angenehmen Heimath zu gewähren und zu theilen. Aber jetzt finde ich, daß der Gedanke nicht nur seine Süßigkeit, sondern auch seine Bitterkeit hat, und Erinnerungen an das Grab erheben sich und werfen einen feierlichen Schatten auf das heitere Bild der Phantasie."

Sein Ton wurde nach und nach schwächer, als er sprach, und seine Augen wieder auf den Boden richtend, versank er wieder in Zerstreuung.

Lord H. wollte seinen Freund nicht darin stören, und leise aus dem Zimmer gehend, gab er sich auch der Betrachtung hin. Aber sein Nachdenken war von verschiedener Art, als das seines Freundes — lebhafter und thätiger; und sie forderten einige Beschäftigung der Glieder, während der Geist thätig war.

Er ging länger als eine Stunde vor dem Hause auf und ab, ehe Herr Prevost zu ihm herauskam. Dann wurde der Gang fortgesetzt; aber des Vaters Gedanken, obgleich sie eine Weile umherwanderten, kehrten bald zu seiner Tochter zurück und ihre Unterredung betraf Editha allein.

Endlich, als es beinahe Mittag war, bemerkte der junge Edelmann Editha, welche im Vorsaale stand und über die Aussicht hinaus blickte.

„Das Feuer scheint dort noch zu wüthen," sagte sie, mit ihrer schönen Hand nach Südwesten deutend, wo ein dichter Baldachin von Rauch über dem Walde hing. „Welch ein Segen würde ein schwerer Herbstregen sein!"

Lord H. antwortete nicht, sondern verließ plötzlich ihres Vaters Seite, faßte ihre ausgestreckte Hand und führte sie in das kleine Wohnzimmer.

Wollen wir ihnen dorthin folgen und auf die Worte horchen, die sie sprachen — wollen wir den Schleier von jenem jungen, unschuldigen Herzen hinwegziehen und im hellen Lichte die scheuen Regungen zeigen, die nur geeignet sind, außer dem Auge Gottes, von einem einzigen Auge gesehen zu werden? O nein! sie blieben lange bei einander — Herrn Prevost schien es sehr lange — aber als Editha's Geliebter sie wieder zur Thür führte, waren glückliche Thränen in ihren Augen und ein heiteres Erröthen

auf ihrer Wange; und obgleich der starke, männliche Arm zärtlich ihre Taille umfaßte, entzog sie sich ihm und warf sich ihrem Vater an die Brust.

„Sie ist mein!“ rief Lord H.; „sie ist mein!“

„Aber nicht weniger mein,“ antwortete Herr Prevost, ihre Wange küssend.

„O nein,“ sagte Editha, „nein! Immer die Ihre, mein theurer Vater — Ihr Kind.“ Und dann fügte sie hinzu, während das glühende Blut sich zu ihrem schönen Gesichte erhob, so wie die Strahlen der Morgensonne sich über eine weiße Wolke ergießen: „Ihr Kind, wenn auch sein Weib.“

Es kostete ihr eine Anstrengung, das Wort hervorzubringen, doch sprach sie es gern aus; aber im nächsten Augenblick sagte sie, als wollte sie es wieder aus ihrem Gedächtnisse ausschließen:

„O! wenn der liebe Walter hier wäre! Ich weiß, er würde glücklich sein und sagen, ich wäre mit meinem Tagestraume zu Ende gekommen.“

„Er wird wahrscheinlich diesen Abend hier sein,“ sagte der Liebende.

„Wir dürfen nicht darauf rechnen,“ entgegnete ihr Vater; „es kann ihm Vieles in den Weg treten, um ihn zurückzuhalten. Aber nun, meine Kinder, will ich hineingehen und bis zur Mittagsstunde an meinem Tagebuche schreiben.“

Editha lehnte sich zärtlich an seine Brust und flüsterte:

„Und schreiben Sie, mein Vater, daß dies ein glücklicher Tag gewesen."

Ach! daß der heiterste Sonnenschein und der mildeste Himmel so oft einem Tage der Stürme vorangehen! Ach! daß die dunklen Gewitterwolken sich so oft am Horizonte zusammenziehen, während der Himmel über uns voll Hoffnung und günstiger Verheißung ist! Aber so ist es nur zu oft in diesem Leben. Die Figur, wie sich die alten Geographen die Erde vorstellten, war der Erde sehr ähnlich, von welcher sich die menschlichen Hoffnungen erheben — eine schöne und gleiche Ebene, ringsum mit einer gähnenden Kluft.

Zweites Kapitel.

Der Tag ging vorüber, die Nacht brach an und Walter Prevost erschien nicht in dem Hause seines Vaters. Man empfand indeß keine Unruhe, denn es konnten viele Umstände eingetreten sein, um ihn zurückzuhalten. Ein Schatten der Aengstlichkeit bemächtigte sich Editha's; aber er verging am nächsten Morgen, als sie von dem Neger Chando oder Alexander — welcher von Kindheit auf unter den Indianern erzogen worden war und besser, als irgend eine andere Person im Hause mit ihren Gewohnheiten bekannt war — hörte, daß seit dem vergangenen Morgen um acht Uhr kein einziger rother Mann in der Gegend gewesen.

„Alle sind westlich gegangen, Missy," sagte er. „Der Letzte, welcher ging, war der alte Häuptling

der schwarze Adler. Ich höre, daß er kommt, um Euch zu helfen, und ich gehe aus, um nach ihm zu sehen."

Editha that keine Fragen, woher er seine Nachrichten habe; denn er zeichnete sich dadurch aus, daß er Alles entdeckte, was in der Nachbarschaft vorging, und mit kindlicher Eitelkeit machte er ein Geheimniß daraus, wie er zu den Nachrichten gelangt sei; aber sie schloß verständig, wenn gleich unrichtig, da Walter erst um dieselbe Stunde aus Albany abgereist sei, so könne er ihnen nicht begegnet sein.

So verging der Tag bis etwa um drei Uhr; als aber der Jüngling noch nicht kam, vermehrte sich die Aengstlichkeit, als eine Stunde nach der anderen verging und er nicht kam. Jeder versuchte, die Hoffnung des Anderen zu beleben; Jeder sprach gegen die Befürchtungen, die er selber hegte. Lord H. machte darauf aufmerksam, daß der Oberbefehlshaber, zu dem Walter geschickt worden, von Albany abwesend gewesen sein könne. Herr Prevost sagte, der junge Mann möchte kein Boot gefunden haben, als er den Fluß heraufgekommen, und Editha erwähnte, daß die Bootsleute oft sehr übertrieben in ihren Forderungen wären, wenn sie bemerkten, daß Jemand sehr begierig sei, auf seinem Wege weiter zu kommen. Da sie ihren Bruder gut kannte, hielt sie es für sehr wahrscheinlich, daß er sich einem Versuche, ihm zu viel abzu-

nehmen, selbst auf die Gefahr des Verzuges widersetzen werde. Aber noch immer war sie sehr ängstlich, und als die Nacht wieder anbrach, ohne daß er erschien, sammelten sich Thränen in ihren Augen und zitterten an den seidenen Wimpern.

Am folgenden Morgen fiel ein schwerer Regen und es schien fast eine Ueberschwemmung bevorzustehen. Dennoch ließ Lord H. zu einer frühen Stunde sein Pferd vorführen und sagte Editha und Herrn Prevost in so ruhigem Tone, wie er nur annehmen konnte, daß er nach Albany reise.

„Obgleich ich hoffe und glaube,“ sagte er, „daß mein junger Freund Walter durch einen zufälligen Umstand zurückgehalten worden ist, so wird es doch befriedigend für uns alle sein, zu wissen, was aus ihm geworden ist; und überdies ist es durchaus nothwendig, so bald wie möglich mich mit dem Oberbefehlshaber zu besprechen. Ich halte es für wahrscheinlich, daß Walter ihm den Fluß hinunter gefolgt ist, da er meine ängstliche Erwartung einer unmittelbaren Antwort kennt. Ich muß es auch thun, wenn ich ihn noch abwesend finde; aber Sie sollen von mir hören, wenn ich Albany erreiche, und ich werde selber so bald wie möglich zurück sein.“

Editha sah ihn mit schwermüthigem Blicke an, denn sie fühlte, wie sehr sie seiner bedürfen werde und wie nöthig ihr der Trost seiner Gegenwart sei;

aber sie wollte kein Wort sagen, um ihn zurückzuhalten.

Das Frühstück an jenem Tage war eine traurige und schwermüthige Mahlzeit. Die düsteren Wolken, der niederströmende Regen, die Gedanken, die in den Herzen Aller geschäftig waren, verbannten ihre Heiterkeit. Es wurden einem von den Dienern verschiedene Befehle ertheilt, sich bereit zu halten, Lord H. auf seinem Wege als Führer zu dienen, sich zu überzeugen, ob der kleine Fluß ausgetreten sei und dergleichen mehr. Dann wurde überlegt, welchen Weg Walter wahrscheinlich bei seiner Rückkehr einschlagen werde, damit der junge Edelmann ihm, wenn möglich, begegnen möge; aber dies war die einzige Unterredung, welche stattfand.

Gerade als sie im Begriff waren, vom Tische aufzustehen, hörte man draußen unter den Dienern eine Bewegung, so daß Herr Prevost aufstand und rief:

„Da ist er, glaube ich!"

Aber die Hoffnung wurde im ersten Augenblick vereitelt, denn ein junger Mann in Uniform, aber von Regen durchnäßt, wurde ins Zimmer geführt, näherte sich Lord H. und sagte in ruhigem und gewöhnlichem Tone:

„Wir kamen in der letzten Nacht an, Mylord, und ich hielt es für besser, selber zu kommen und

mich sogleich zu zeigen, da die Quartiere sehr ungenügend sind und wir, wie ich höre, viel stürmisches Wetter zu erwarten haben."

Lord H. sah ihn ernsthaft an, als erwarte er noch mehr zu hören, und sagte dann nach einer augenblicklichen Pause:

„Ich verstehe Sie nicht genau, Kapitain Hammond. Wo kamen Sie an?"

„Nun im Dorfe der Bootsleute auf der Landspitze, Mylord," versetzte der junge Officier mit einiger Ueberraschung. „Haben Sie nicht Lord Loudon's Depesche als Antwort auf ihren Brief erhalten?"

„Nein, mein Herr," versetzte Lord H.; „aber kommen Sie lieber mit mir in ein anderes Zimmer, um die Sache weiter zu besprechen."

„O Georg! Laß uns Alles hören," rief Editha, die seinen Arm faßte und sogleich seine Beweggründe errieth; „wenn kein amtlicher Grund zur Verschwiegenheit vorhanden ist. Laß uns Alles hören."

„Nun gut," sagte Lord H. ernst, „so sagen Sie uns gefälligst, wann wurde der Brief Seiner Herrlichkeit abgeschickt und durch wen?"

„Durch den jungen Herrn, den Sie schickten, Mylord," versetzte Kapitain Hammond; „und er verließ vor zwei Tagen früh am Morgen Albany. Er war ein hübscher junger Bursche, der uns Alle für

sich gewann, und ich ging selber mit ihm zu dem Boot hinunter."

Editha wurde sehr blaß und Herr Prevost fragte:

„Hat man seitdem wieder von dem Boote gehört?"

„Ja, Herr," antwortete der junge Officier, der den Zustand der Sache zu bemerken begann; „es kehrte an demselben Abend nach Albany zurück und wir kamen gestern, so weit wir konnten, darin herauf. Ich stellte keine Nachfragen nach dem jungen Herrn Prevost an, denn ich hielt es für ausgemacht, daß er mit den Depeschen angekommen sei."

Lord H. richtete seine Augen auf Edithas Gesicht und bemerkte, daß es nöthig sei, ihr einen Stuhl hinzustellen und sie darauf niederzusetzen.

„Gieb Dich nicht der Furcht hin," sagte er, „ehe wir mehr wissen. Die Sache ist ohne Zweifel seltsam, Editha; dennoch kann das Räthsel glücklicher gelöst werden, als wir denken."

Editha schüttelte traurig den Kopf und sagte in leisem Tone:

„Du weißt nicht Alles, theurer Georg — wenigstens glaube ich es. Den Indianern ist eine Beleidigung wiederfahren, die sie nicht verzeihen können. Sie wanderten hier in der Nacht umher, als wir von dem Feuer überrascht wurden, und verschwanden am

nächsten Morgen, und während jener Nacht muß mein armer Bruder —"

Thränen erstickten ihre Worte; aber ihr Geliebter suchte sogleich einen Grund zur Hoffnung auf, was er auch selber fürchten mochte.

„Er kann durch den brennenden Wald von seiner Richtung abgelenkt worden sein und seinen Weg nicht wiedergefunden haben. Der Wald brannte gestern noch und wir können nicht sagen, wie weit das Feuer sich ausgebreitet haben mag. Auf jeden Fall, theuerste Editha, haben wir eine Nachricht erhalten, die uns leiten kann. Wir können jetzt den armen Walter bis zu der Stelle verfolgen, wo er gelandet, und darum werden wir keine so große Strecke zu durchsuchen haben. Fasse Muth, meine Liebe, und laß uns Alle auf Gott vertrauen."

„Er sagt, Walter habe vier Meilen südlich von der Straße landen wollen," bemerkte Herr Prevost, welcher lebhaft mit dem Kapitain Hammond gesprochen. „Wir wollen uns sogleich auf den Weg machen und die Gegend von hier bis dort genau untersuchen."

„Ich denke nicht," bemerkte Lord H. nach augenblicklichem Nachdenken. „Ich will schnell zu dem Hause hinunterreiten und so viel Nachrichten wie nur möglich zu erhalten suchen. Dann will ich mit einer Anzahl Leute westlich gehen und alle Fußwege bis

zu dieser Stelle durchsuchen. Sie und so viele von Ihren Leuten, wie man im Hause entbehren kann, mögen sich in einer Stunde auf den Weg machen; aber um des Himmelswillen, lassen Sie dieses liebe Mädchen nicht ganz allein."

„Ich habe keine Furcht," versetzte Editha; „suche nur Walter auf, bemühe Dich, Nachricht von ihm zu erhalten und versuche ihn zu retten, so lange es noch möglich ist."

Ihre Augen mit dem Taschentuche bedeckend, welches mit Thränen benetzt war, nahm Editha keinen weiteren Antheil an dem, was vorging, sondern gab sich ihrem bitteren Nachdenken hin. Bald erhob sich ein Schimmer der Hoffnung und brachte sie auf einen Augenblick zu dem Glauben, daß die Annahme ihres Geliebten richtig sei und daß Walter in der That durch das Feuer zurückgehalten worden sei und einen Weg eingeschlagen habe, der weit vom Hause hinwegführe. Mit der Hoffnung zugleich kam auch die Furcht, und sie fragte sich, ob er nicht im Walde vor Hunger und von der Flamme habe umkommen können? Aber er war entschlossen und seit einigen Jahren an das Leben in den Wäldern gewöhnt. Er führte auch seine Büchse bei sich, und wenn er diese in der Hand hatte, konnte es ihm nicht an Nahrung fehlen.

Aber aus all dieser Dunkelheit ragte die Furcht

vor der indianischen Rache hervor, und je mehr sie an die Wahrscheinlichkeit dachte, daß ihr Bruder von einer Abtheilung der Oneidas könnte überfallen worden sein, desto vollständiger verschwanden ihre Hoffnungen. Es waren allerdings Indianer im Walde zu der Zeit, als Walter dort gewesen. Bei ihrem raschen Blicke und ihrem feinen Gehör, so wie bei ihrer beharrlichen Verfolgung schien es nicht wahrscheinlich, daß er ihnen entfliehen würde, und wenn er in ihre Hände fiel, war sein Schicksal wahrscheinlich besiegelt. Der Schutz, den ihr der alte Häuptling versprochen, aber nicht auf ihre Familie ausgedehnt hatte, beunruhigte sie noch mehr, und sie sah Nichts weiter in der Weigerung des schwarzen Adlers, ihr ein Versprechen ihrer Sicherheit zu geben, als den Entschluß, Rache zu nehmen selbst an denen, die ihr theuer wären. Als sie sich überdies an alle einzelnen Umstände des Besuches des alten Häuptlings in jenem einsamen Landhause erinnerte, wurde der Eindruck allmählig stärker, daß der Häuptling, ehe er sich von ihr getrennt, um die Gefangennahme ihres Bruders gewußt.

Diese Gedanken stellten sich ihr freilich nicht in regelmäßiger Folge dar, sondern gingen alle verwirrt und wirbelnd durch ihren Geist, während das Einzige, worauf sie einige Hoffnung setzen konnte, die ruhige Ueberlegung war, womit die Indianer jeden Rache=

plan verfolgten, und die langsame und systematische Art, womit sie ihre Vorsätze ausführten.

Während Editha mit diesen düsteren Träumereien beschäftigt war, ging auf der anderen Seite des Zimmers eine thätige, aber nicht weniger traurige Berathung vor, die mit der Annahme des von Lord H. vorgeschlagenen Planes endete, der durch den Rath des Herrn Prevost einigermaßen abgeändert wurde. Eine Ordonnanz, die der Kapitain Hammond mitgebracht hatte, wurde als Wache für Editha zurückgelassen, indem man glaubte, daß der Anblick seines rothen Rockes den Indianern, die sich vielleicht im Walde aufhalten möchten, zeigen würde, daß die Familie unter dem Schutze der britischen Regierung stehe.

Lord H. und der junge Officier machten sich zugleich auf den Weg zu dem Dorfe der Bootsleute, von wo Walter nach Albany abgereist war, und wo jetzt eine kleine Abtheilung der englischen Soldaten stand, indem sie so viel Beistand wie möglich zu erhalten suchten, um den Wald bis an das eben ausgebrannte Feuer zu durchstreifen, indem sie auf den verschiedenen Fußwegen Schildwachen zurückließen, die oft so nahe waren, daß sie einander zurufen konnten. Auf diesen kleinen Fußwegen weitergehend, berechnete Lord H., daß er die ganze Entfernung zwischen dem größeren Flusse und dem Feuer mit gehöriger Genauigkeit recognosciren könne, um zu verhindern, daß

irgend eine zahlreiche Abtheilung Indianer ungesehen vorüberkomme, wenigstens bis er mit der vorrückenden Abtheilung des Herrn Prevost zusammenkomme, welche das Land in einiger Entfernung um das Haus durchsuchen solle.

Die ursprüngliche Absicht, über Walter's erste Bewegungen, nachdem er das Boot verlassen, Auskunft zu erhalten, war erfolgreicher, als man hätte erwarten sollen. Ein Ansiedler, der die Bootsleute mit Mehl versah, war gerade in dem Dorfe, und er behauptete der Wahrheit gemäß, er habe den jungen Herrn Prevost gesehen und mit ihm gesprochen, gerade als er den cultivirten Boden am Ufer des Flusses verlassen und in den Wald eingetreten. So spürte man seinen Weg bis drei Viertel auf drei Uhr am vergangenen Donnerstage zu der großen Straße auf, welche die Bootsleute gut genug kannten. Die Entfernung zwischen jenem Orte und Herrn Prevost's Hause betrug etwa vierzehn Meilen und von dem Dorfe der Bootsleute bis zu der Einmündung des Weges durch den Wald sechs oder sieben Meilen.

Außer der Abtheilung Soldaten, die zwischen siebzig und achtzig Mann betrug, waren wenigstens vierzig bis fünfzig rüstige Männer unter den Bootsleuten wohl bekannt mit allen Verwickelungen der Wälder umher und furchtlos und verwegen in Folge der beständigen Gefahren und Anstrengungen ihrer Lebens-

weise. Diese versammelten sich bald um Lord H., dessen Rang und militairische Stellung sie erst jetzt erfuhren, und er fand, daß das Verschwinden Walter Prevosts, den die meisten kannten und liebten, einen Muth in ihnen erregte, den er wenig erwartet hatte.

Einige Worte an sie richtend, bot er jedem Manne eine beträchtliche Belohnung an, welcher helfen werde, den Theil des Waldes zu durchsuchen, der zwischen der Stelle, wo man den jungen Mann zuletzt gesehen, und dem Hause seines Vaters liege. Ein großer rüstiger Mann von etwa vierzig Jahren trat vor und sprach für die Uebrigen:

„Wir verlangen keine Belohnung für einen solchen Dienst, Mylord. Ich denke, es ist kein Mann unter uns, der nicht nach Master Walter suchen wird, wenn Sie nur Rothröcke genug bei den alten Männern zurücklassen wollen, um unsere Weiber und Kinder im Nothfall zu beschützen."

„Ich kann nicht wagen, den Posten um mehr als den vierten Theil zu verringern, da dies nicht eigentlich zum Dienste gehört," versetzte Lord H.; „dennoch werden wir zahlreich genug sein, um die Wälder gehörig zu durchsuchen, wenn Ihr Alle mit mir gehen wollt."

„Das wollen wir — das wollen wir!" riefen mehrere Stimmen.

Alles war bald angeordnet, und die practische

Kenntniß der Bootsleute zeigte sich eben so nützlich, wie die militärische Kenntniß des Lord H., der viel zu weise war, sich derselben im vollsten Umfange zu bedienen.

Mit etwa zwanzig regulären Soldaten, sieben- oder achtunddreißig Mann aus dem Dorfe, alle mit Büchsen und Beilen bewaffnet und einer Anzahl großer kräftiger Burschen, die als Läufer agiren sollten, um den Verkehr zwischen den verschiedenen Theilen der Linie zu unterhalten, machte sich der Edelmann auf den Weg und erreichte das Ende der Straße, in deren Nähe man Walter zuletzt gesehen hatte, um ein Uhr am Tage.

Hier zerstreuten sich die Leute, indem die Soldaten von den Bootsleuten geführt wurden; man betrat den Wald an vierzehn verschiedenen Stellen, wo man einen alten oder neuen Fußweg entdecken konnte. Ueberall, wo das Buschwerk eine Lücke bildete oder die alten Bäume weit genug entfernt waren, liefen die Burschen von einer Abtheilung zur andern hinüber und überbrachten Nachrichten oder Befehle; und wenn gleich jede kleine Gruppe vor der andern verborgen war, als sie weiter gingen, so geschah es doch selten, daß viele Minuten vergingen, ohne daß sie eine freundliche Abtheilung zur Rechten oder Linken gewahr wurden, während ihr Zuruf den Andern ihren Fortschritt zu erkennen gab.

Ein oder zwei Mal brachten die sich durchkreuzenden Fußwege zwei Abtheilungen an dieselbe Stelle dann aber theilten sie sich sogleich wieder, suchten einen neuen Pfad und gingen weiter.

Es waren wenig Spuren auf dem Boden zu entdecken; denn der Regen, obgleich er jetzt aufgehört, hatte so vollständig die Oberfläche der Erde abgewaschen, daß jeder Abdruck eines Schuhes oder Moccassins verwischt war. Die Furchen von Wagenrädern, die neu schienen, so wie die Fußtritte von Männern und Pferden waren auf der großen Straße zu sehen, aber weiter Nichts, bis zu einer Stelle, wo auf einem tief ausgetretenen Fußwege viele Hufspuren sich zeigten, als hätte ein Pferd dort eine Zeitlang gestanden; und am Ende des Fußweges unter einer dichten Schierlingstanne, die den Boden vor dem Regen schützte, war der Abdruck eines gut gemachten Schuhes sichtbar. Der Schritt war offenbar nach dem Hause des Herrn Prevost gerichtet gewesen, und diesen Fußweg verfolgte Lord H. selber mit einem Soldaten und zweien von den Bootsleuten. Kein weiterer Fußtritt war indessen zu finden, aber der Bootsmann, der vorher gesprochen hatte, bestand darauf, daß sie auf der Spur des jungen Master Walter sein müßten.

„Ein Schuh aus New York machte jene Spur, dessen bin ich gewiß," sagte er; „und verlassen Sie

sich darauf, wir sind gerade in der Richtung, die er eingeschlagen. Sehen Sie genau unter alle diese dichten Bäume an der Seite, Mylord. Dort können Sie noch eine Spur finden. Haltet Euch weiter zurück, Ihr Jungen — Ihr werdet sie verwischen."

Es wurde indessen Nichts weiter gefunden, obgleich der Mann später den Abdruck eines Moccassin im Sande zu entdecken glaubte, wo derselbe theilweise geschützt gewesen. Aber es war doch etwas Regen darauf gefallen und man konnte es nicht mit Gewißheit entscheiden.

Der Fußweg, auf dem sie sich befanden, war, wie gesagt, breit und tief ausgetreten, so daß die kleine Abtheilung des Lord H. bald allen Uebrigen vorauskam, mit Ausnahme derjenigen, die auf der breiten Straße geblieben waren.

„Warten Sie ein wenig, Mylord," sagte der Bootsmann endlich, „wir sind zu weit voraus und könnten einen Schuß erhalten, wenn einige von den rothen Teufeln im Walde sein sollten. Ich kenne sie gut und alle ihre Ränke, da ich als Mann und Knabe seit dreißig Jahren unter ihnen gewesen bin; und es war noch schlimmer, als ich zuerst kam. Sie liegen so still wie dieser Busch, und das Erste, was man merkt, ist eine Kugel, die uns trifft. Wenn wir aber alle in einer Linie gehen, werden sie wie Mäuse davonschleichen. Was ich nicht verstehen kann, ist,

warum sie dem jungen Master Walter etwas zu Leide thun sollten, denn sie liebten ihn Alle so sehr, als wenn er Einer von ihren Leuten wäre."

„Die Sache ist diese, mein guter Freund," versetzte Lord H. in leisem Tone. „An dem Tage, als ich zuletzt zu Eurem Landungsplatze herunterkam, wurde unglücklicherweise Einer von den Oneidas getödtet, und man sagt uns, sie verlangen dafür das Leben eines weißen Mannes."

„Gewiß," entgegnete der Mann mit einem Blicke der Bestürzung. „Sie wollen Blut für Blut, und wenn sie Alle auch dabei umkommen müßten. Aber tödtete Master Walter ihn?"

„Nein," versetzte Lord H., „unser Freund Woodchuck; aber er that es zur Selbstvertheidigung."

„Was, Brooks?" rief der Bootsmann mit großer Ueberraschung; „lassen Sie uns weiter davon hören, und ich kann Ihnen besser, als irgend ein Mann zwischen hier und Boston, sagen, wie Alles gehen wird."

Und er setzte sich in horchender Stellung auf einen Baumstamm nieder.

Sehr kurz, aber mit völliger Klarheit erzählte Lord H. Alles, was bei der erwähnten Gelegenheit geschehen war. Der Bootsmann hörte mit großer Aengstlichkeit zu und saß dann einen Augenblick schweigend

und mit der Miene eines Richters da, der eben eine ihm vorgetragene Sache prüft.

„Ich will Ihnen sagen, wie es ist, Mylord," sagte er endlich im Tone eines Orakels. „Sie haben ihn gefangen genommen. Sie haben ihn hier im Walde gefangen genommen. Aber sie werden ihn noch nicht tödten — nein, nein, sie werden warten. Sie haben gehört, daß der Woodchuck davongekommen, und sie haben Master Walter weggestohlen, um doch Jemand in ihrer Gewalt zu haben. Aber sie werden warten, um zu sehen, ob sie nicht Brooks in ihre Gewalt bekommen können. Sie werden alle möglichen Ränke versuchen, um ihn wieder herbeizulocken. Höchst wahrscheinlich werden Sie hören, daß sie den Burschen getödtet haben; aber glauben Sie es nicht eher, als nach vielen Monaten. Vermuthlich werden sie die Geschichte in Umlauf setzen, um Brooks zu bewegen zurückzukehren, denn da wird er glauben, daß sie Alles haben, was sie gewollt, und wird wissen, daß er vor Allen sicher ist, außer vor dem Vater, dem Bruder oder dem Sohne des Getödteten. Aber sie werden ihre Zeit abwarten. O! Es ist das listigste Geschlecht, welches je lebte! Aber lassen Sie uns weitergehen, denn die Anderen sind auch da — und ich sehe einen rothen Rock durch die Bäume. Vielleicht haben sie den Jungen scalpirt, obgleich ich es freilich nicht für wahrscheinlich halte."

So redend, stand er auf und ging durch den dunklen Wald, bis das hellere Licht des Tages durch die Stämme der Bäume schien und zeigte, daß sie sich der Stelle näherten, wo die Feuersbrunst die schattigen Beherrscher des Waldes zerstört hatte. Plötzlich an einer Stelle, wo der Fußweg von einem anderen durchkreuzt wurde, bückte sich der Soldat, der sie begleitete, hob etwas vom Boden auf und sagte:

„Da finde ich ein großes Messer."

„Laßt mich sehen — laßt mich sehen!" rief der Bootsmann; „das ist sein Messer, darauf möchte ich ein Dutzend Dollars wetten. Ja: Warner, London, das ist der Verfertiger. Es ist Walter's Messer. Aber das beweist noch Nichts. Er kann es verloren haben. Aber er ist dem Feuer recht nahe gekommen. Er wird doch nicht versucht haben, durchzukommen, und verbrannt sein. Wenn die Indianer ihn gefangen genommen hätten, sollte ich denken, würde es weiter zurück geschehen sein. Hallo! Was thun sie alle dort? Vermuthlich haben sie die Leiche gefunden."

Die Augen des Lord H. waren ebenfalls vorwärts gerichtet, und obgleich er kein Wort aussprach, hatte doch sein Geist dieselbe Frage gethan und war zu demselben Schlusse gekommen. Drei Neger standen um einen Gegenstand, der am Boden lag, und die Figur des Herrn Prevost selber, theilweise von den Sclaven verborgen, erschien auf einem umgefalle=

nen Baume sitzend. Er stützte seinen Kopf auf die Hand und betrachtete starr denselben Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit der Neger zu beschäftigen schien.

Lord H. beeilte seinen Schritt und erreichte die Stelle in wenigen Augenblicken. Er war ein wenig beruhigt durch das, was er sah, als er näher kam; denn der Gegenstand, den Herr Prevost so lebhaft anblickte, war Walter's Reisetasche und nicht die Leiche seines Sohnes. Die Riemen, womit dieselbe an die Schultern des Jünglings befestigt gewesen, waren durchgeschnitten, nicht aufgeschnallt, und es war daher klar, daß er sie nicht freiwillig abgeworfen. Sie schien indessen nicht geöffnet zu sein und der Bootsmann, der darauf niederblickte, murmelte bei sich selber:

„Nein, nein! Sie würden Nichts stehlen. Das war es nicht, was sie wollten. Es ist unnütz, sich weiter umzusehen. Die Sache ist klar genug."

„Zu klar!" rief Herr Prevost in dumpfem und strengem Tone. „Jener Brooks hat sein eigenes Leben gerettet und meinen armen Jungen aufgeopfert."

Thränen traten ihm in die Augen, als er sprach, und er stand auf und wendete sich ab, um sie zu verbergen. Lord H. winkte den Negern, die Reisetasche aufzunehmen und nach Hause zu tragen; dann näherte er sich Herrn Prevost, faßte seine Hand und sagte in leisem Tone:

„Es ist noch Hoffnung, mein lieber Herr. Wir

wollen uns nicht der Verzweiflung hingeben, sondern uns sogleich eifrig bemühen, den armen Jüngling aufzufinden und zu retten. Es läßt sich noch viel thun — die Regierung kann einschreiten und Walter kann durch eine plötzliche Anstrengung gerettet werden."

Herr Prevost schüttelte schwermüthig den Kopf und murmelte:

„Ist denn meine ganze Familie bestimmt, durch die Indianer umzukommen?"

Dann trat er langsam seinen Rückweg zum Hause an. Es wurde Nichts weiter gesprochen, als bis er eine Viertelmeile von seiner Thür entfernt war; aber dann, gerade als sie aus dem Walde hervorkamen, blieb der unglückliche Vater stehen und faßte die Hand des Lord H.

„Theilen Sie es ihr vorsichtig mit," sagte er in leisem Tone. „Ich bin nicht dazu im Stande. Mißgeschick, Täuschung und Kummer haben den Geist darniedergebeugt, der einst stark war. In solchen Augenblicken fühle ich, wie sehr ich geschwächt bin. Bereiten Sie sie auch vor, diesen Ort zu verlassen. Meine angenehme Einsamkeit ist mir widerwärtig geworden, und ich kann hier nicht leben, ohne daß mich beständig Furcht und Erinnerung verfolgen. Gehen Sie voran, mein guter Lord — ich werde Ihnen bald folgen."

Drittes Kapitel.

Mit großem Schmerze betrachtete Lord H. den ihm ertheilten Auftrag; aber sein Herz war ein festes und entschlossenes, und er schritt rasch vorwärts, um ihn so rasch wie möglich zu erfüllen. Die Phantasie stellte ihm allen Kummer und alle Angst vor, die er Editha zu verursachen im Begriff war; aber die Phantasie that ihr kaum Gerechtigkeit an — denn sie ließ mehrere von den stärkeren Zügen ihres Charakters aus.

Das schöne Mädchen sah aus dem Fenster und erkannte sogleich ihren Geliebten, als er allein aus dem Walde kam. Ihr Herz sank freilich vor Furcht; dennoch lief sie ihm auf dem kleinen Fußpfade entgegen, um sogleich das Schlimmste zu hören.

Ehe sie zu ihm kam, trat ihr Vater langsam und traurig aus dem Walde und ihm folgte eine

Schaar von Bootsleuten und Soldaten in Gruppen von sechs oder sieben. Mit wunderbarer Genauigkeit errieth sie den größten Theil von dem, was geschehen war. Sie blieb sogleich stehen, bis Lord H. herankam, und fragte dann in leisem und bebendem Tone:

„Habt Ihr ihn gefunden? Ist er todt oder lebendig?“

„Wir haben ihn nicht gefunden, theure Editha,“ sagte Lord H., ihre Hand fassend und sie zu dem Hause führend; „aber Dein Vater glaubt große Ursache zur schlimmsten Besorgniß zu haben nach dem, was wir gefunden. Ich hoffe indeß, daß seine Furcht über die Wirklichkeit hinausgeht, und daß noch —“

„O, theurer Georg! laß mich nicht in Ungewißheit,“ rief Editha. „Laß mich gleich Alles hören. Mein Geist ist durch die langen Stunden des schmerzlichen Nachdenkens gehörig vorbereitet. Ich will keine Schwäche zeigen, wie diesen Morgen. Was habt Ihr gefunden?“

„Sein Messer und seine Reisetasche,“ versetzte Lord H.

„Er kann seine Reisetasche aus Ermüdung weggeworfen haben,“ sagte Editha, die noch immer einige Hoffnung hegte.

„Leider war es wohl nicht so,“ versetzte ihr Geliebter, der keine Erwartungen begünstigen wollte, die doch vereitelt werden mußten. „Die Riemen der

Reisetasche waren abgeschnitten, nicht aufgeschnallt, und Dein Vater hat sich gänzlich der Verzweiflung hingegeben, obgleich wir keine Spuren von Streit oder Blutvergießen gefunden."

„Der arme Walter!" rief Editha mit tiefem Seufzer. Aber sie vergoß keine Thränen und ging schweigend weiter, bis sie die kleine Veranda des Hauses erreicht hatten. Dann blieb sie plötzlich stehen, beseitigte ihr Nachdenken und sagte, indem sie ihre schönen und zärtlichen Augen zu dem Gesichte ihres Geliebten erhob: „Ich habe jetzt zwei Aufgaben vor mir, welchen ich mich gänzlich widmen muß — meinen armen Vater zu trösten und zu versuchen, meinem Bruder das Leben zu retten. Verzeihe mir, Georg, wenn ich, indem ich diese Aufgaben, besonders die letztere, ausführe, nicht so viel an Dich zu denken scheine, wie Du ein Recht zu erwarten hast. Ich weiß, Du wirst nicht wollen, daß ich eine derselben vernachlässigen soll."

„Verhüte der Himmel!" rief Lord H. mit Wärme; „aber laß mich daran Theil nehmen, Editha. Es ist Nichts im Bereiche der Ehre und des Rechts, was ich nicht thun will, um Deinen Bruder zu retten. Ich ertheilte ihm diesen unglücklichen Auftrag — um meinetwillen wurde jene unheilvolle Expedition durch den Wald angestellt; aber es ist genug, daß er Dein Bruder ist und Deines Vaters Sohn — und

ich will Alles thun und Alles unternehmen, wenn noch irgend eine Hoffnung vorhanden ist. Geh zuerst zu Deinem Vater, meine Liebe, und dann wollen wir uns berathen. Ich will dafür sorgen, daß diese Leute Ruhe und Nahrung erhalten; ich muß mir im Hause Deines Vaters diese Freiheit nehmen."

„Thue es," antwortete sie; „betrachte es als Dein eigenes."

Und ihn in der Veranda verlassend, ging sie ihrem Vater entgegen. Editha wußte wohl, daß Herrn Prevost's Geist für jetzt noch nicht für Hoffnung oder Trost zugänglich war. Alles, was sie ihm gewähren konnte, war Zärtlichkeit, und Lord H., welcher ihr folgte, um mit den Soldaten und Bootsleuten zu reden, sah sie bald mit Herrn Prevost ins Haus treten.

Als er in das kleine Wohnzimmer zurückkehrte, war Editha nicht dort, aber er hörte ein Gemurmel von Stimmen in dem oberen Zimmer, und nach einer halben Stunde kam sie zu ihm. Sie war viel aufgeregter, als da sie ihn verlassen hatte, und ihr Gesicht zeigte Thränenspuren. Nicht als hätte ihre Furcht sich vermehrt oder als hätte sie etwas gehört, was sie noch mehr beunruhigte; aber ihres Vaters Verzweiflung hatte ihre eigene Festigkeit überwältigt. Alle Schwächen der menschlichen Natur sind ansteckend — besonders Furcht, Verzweiflung und Kummer.

Editha fühlte indessen noch immer die Wichtigkeit der Entscheidung und Handlung, und mit verwirrtem Blicke ihre Hand zum Kopfe erhebend, stand sie einen Augenblick schweigend da, indem sie ihre Augen auf den Boden richtete und ihre zerstreuten Gedanken zu sammeln schien, um mit Bestimmtheit urtheilen und handeln zu können.

„Einer von den Bootsleuten, liebe Editha," sagte Lord H., indem er sie zu einem Sitze führte, „hat die Behauptung aufgestellt, daß wir zu unseren Bemühungen, Deinen Bruder zu retten, Zeit genug haben würden, wenn er, wie wir zu fürchten Grund genug haben, in die Hände dieser rachsüchtigen Indianer gefallen sein sollte. Der Mann scheint zu wissen, was er spricht, und rühmt sich, von Kindheit auf mit den Sitten und Gewohnheiten der Indianer bekannt zu sein."

„Ist er ein großer hübscher Mann mit zwei Kindern?" fragte Editha.

„Er ist ein großer Mann von gutem Aussehen," antwortete Lord H.; „aber seine Kinder sah ich nicht."

„Wenn es der Mann ist, den ich meine," antwortete Editha, „so kann man sich vollkommen auf ihn verlassen, und es dürfte gut sein, ihn um seine Meinung und seinen Rath zu befragen, ehe er geht. Aber für jetzt wollen wir uns allein berathen, Georg.

Vielleicht kann ich die gegenwärtige Lage des armen Walter besser als Du beurtheilen. Daran haben wir zuerst zu denken, und dann, welches die Mittel sind, ihn zu retten. Er ist gewiß in den Händen der Indianer — daran zweifle ich nicht — und ich denke, der schwarze Adler wußte es, als er uns durch den Wald führte. Doch denke ich nicht, daß er freiwillig den Tomahawk gegen meinen Bruder erheben wird — es wird nur im äußersten Falle geschehen, wenn alle Mittel fehlgeschlagen, den unglücklichen Brooks zu fangen. Wir werden Zeit haben — ja, wir werden gewiß Zeit haben."

„Dann ist der erste Schritt, den wir zu thun haben, die Regierung zu bewegen, auf förmliche und gebieterische Weise seine Freilassung zu fordern. Ich will jenen Theil der Sache übernehmen."

Editha schüttelte traurig den Kopf.

„Du kennst sie nicht," sagte sie. „Sein Schicksal würde nur dadurch beschleunigt werden." Dann fügte sie in leiserem Tone hinzu: „Sie würden unterhandeln und Berathungen halten, und Walter würde während dessen getödtet werden."

Sie drückte ihre Hände vor ihre Augen, als sie sprach, als wollte sie das furchtbare Bild ausschließen, welches ihre Worte heraufbeschworen; dann trat ein kurzes Schweigen ein, bis Lord H. fragte, ob es

nicht besser sein werde, wenn er Sir William Johnson aufsuche und sich mit ihm berathe.

„Das könnte geschehen," versetzte Editha. „Kein Mensch in der Provinz kennt sie so gut wie er, und auf seinen Rath kann man sich verlassen. Aber wir müssen auch noch andere Maßregeln anwenden. Man muß Otaitsa Walter's Gefahr mittheilen und sie um Rath fragen. Denke nur, Georg," fügte sie mit schwermüthigem Lächeln hinzu, „es ist mir in der letzten Zeit vorgekommen, als ob keine geringe Neigung zwischen Walter und der Blüthe herrsche — etwas mehr, als Freundschaft, auf alle Fälle."

„Aber natürlich wird sie von seiner Gefangenschaft hören und ihr Möglichstes thun, ihn zu retten," versetzte der junge Edelmann.

Editha schüttelte den Kopf und antwortete:

„Retten wird sie ihn, wenn irgend eine menschliche Macht dazu im Stande ist; aber daß sie um seine Gefangenschaft wissen sollte, bezweifle ich sehr. Diese Indianer sind weise nach ihrer eigenen Meinung, Georg, und vertrauen ihre Handlungen, ihre Gedanken und Entschlüsse niemals einem Weibe an. Sie werden Otaitsa das Geheimniß vorenthalten, gerade so wie der schwarze Adler es mir vorenthielt; aber sie muß davon benachrichtigt werden, man muß sich mit ihr berathen und vielleicht mit ihr in Uebereinstimmung handeln. Dann denke ich auch, daß der

arme Woodchuck Nachricht haben sollte von dem, was seine Handlung über uns gebracht hat."

Ich sehe nicht recht ein, welchen Nutzen das haben könnte," sagte Lord H.

„Ich auch nicht," antwortete Editha; „und doch sollte es geschehen, um uns und ihm Gerechtigkeit zu thun. Er ist kühn, erfahren und entschlossen, und wir dürfen keine Sache in diesem Lande beurtheilen, wie wir sie in Europa beurtheilen würden. Er könnte etwas zu meines Bruders Rettung unternehmen, woran wir beide nicht denken würden. Er ist gerade der Mann, dem es gelingen könnte. Er kennt jeden Pfad im Walde, jede Hütte der Indianer und steht mit vielen derselben auf freundschaftlichem Fuße; er hat, wie ich von ihm gehört, einigen von ihnen das Leben gerettet und vielen von ihnen große Verpflichtungen auferlegt, und ich glaube, er wird nicht eher ruhen, als bis er Walter befreit hat."

„Dann will ich ihn aufsuchen und ihm sogleich die Umstände mittheilen," sagte Lord H. „Vielleicht können er und Otaitsa in Gemeinschaft handeln, wenn wir sie in Verkehr setzen können."

„Sie wird allein und für sich handeln, davon bin ich überzeugt," versetzte Editha; „und es muß auf jeden Fall ein Verkehr eröffnet werden. Aber laß uns mit dem Bootsmanne sprechen, Georg. Vielleicht weiß er Jemand, der in das indianische Gebiet

geht, und einen Brief an sie mitnehmen könnte. Es ist ein großer Segen, daß sie lesen und schreiben kann; denn wir müssen auch unsere Geheimnisse haben, wenn wir ihre Pläne vereiteln wollen."

Lord H. stand auf und ging in den Vorsaal, wo die Männer, die er mitgebracht, mit den Lebensmitteln beschäftigt waren, die das Haus des Herrn Prevost liefern konnte. Der gesuchte Bootsmann war bald gefunden. Dem jungen Edelmanne in das kleinere Zimmer folgend, ging er auf eine Unterredung mit Editha und ihrem Geliebten ein und sprach wieder die Meinung aus, daß dem jungen Walter Prevost in mehreren Monaten noch Nichts zu Leide geschehen werde.

„Sie haben Jemand gefangen genommen, um ihrer Rache gewiß zu sein," sagte er; „und das ist Alles, was sie für jetzt wollen. Nun werden sie sich nach dem Manne selber umsehen, der es that, und ihn gefangen nehmen, wenn sie können."

„Können Sie mir sagen, wo er zu finden ist?" fragte Lord H. in ruhigem Tone.

„Sie wollten ihn doch nicht ausliefern?" fragte der Mann heftig.

„Gewiß nicht," versetzte Lord H.; „er ist in Sicherheit und ich habe kein Recht, ihn derselben zu berauben — ich würde ein Mitschuldiger an der Handlung der Wilden sein. Aber ich wünsche ihn zu spre-

chen, um ihm zu sagen, was geschehen ist und mit ihm zu berathen, was wir weiter zu thun haben."

„Das ist eine andere Sache," sagte der Mann ernsthaft; „und wenn das Alles ist, was Sie wollen, so habe ich Nichts dagegen, Ihnen zu sagen, daß er in Albany in dem Gasthause zu den drei Bootsleuten ist. Er sagte zu unseren Leuten, die ihn hinunterruderten, er beabsichtige Albany in einer Woche oder länger noch nicht zu verlassen."

„Und nun, Robert," sagte Editha, „können Sie mir sagen, wo ich einen Boten erhalte, den ich zu den Oneidas schicken kann? Ich weiß, Sie hatten meinen Bruder Walter sehr lieb; und ich denke, wenn wir Jemand bekommen könnten, der dorthin ginge, so könnten wir ihn retten."

„Ich hatte ihn in der That sehr lieb, Miß Prevost," versetzte der Mann, dessen strenges Auge feucht wurde, „und ich würde alles Mögliche thun, um ihn zu retten. Es ist sehr zu bedauern, daß wir gestern noch Nichts davon wußten, denn ein farbiger Onondaguläufer kam durch unsern Ort und trank ein wenig Milch bei uns, und ich gab ihm das Pantherfell, welches wir, wie Sie einigen von unseren Leuten gesagt, im Namen des armen Jungen an die Tochter des alten Häuptlings schicken sollten."

Editha erhob ihre Augen zu dem Gesichte ihres

Geliebten und Lord H. erwiderte auf ihren fragenden Blick:

„Es ist wahr, Editha, Walter schoß im Walde einen Panther und wünschte das Fell an Otaitsa zu senden. Wir hatten in dem Augenblick keine Zeit zu verlieren; aber als wir zurückkehrten, bewog ich die Führer, ihn abzuziehen und nahm ihnen das Versprechen ab, sie zu trocknen und mit der ersten Gelegenheit abzuschicken."

„Ich schnallte sie selber dem Läufer auf den Rükken," sagte der Mann, den Editha Robert nannte, „und gab ihm auch das Geld, welches Sie für ihn schickten, Mylord. Er würde bereitwillig genug jeden Auftrag ausgerichtet haben, und man hätte ihm trauen können. Aber ich denke, es können Monate vergehen, ehe sich wieder eine solche Gelegenheit darbietet. Sehen Sie, Miß Editha," fuhr er fort, indem er sich mit einem Gesichte voll ernsten Ausdrucks zu ihr wendete, „ich würde selber gehen, aber was würde daraus werden? Sie würden mich nur anstatt Ihres Bruders tödten, denn in solchen Fällen ist ihnen ein Mann so gut wie der andere, und vielleicht würde er dadurch doch nicht gerettet werden. Aber ich habe ein Weib und zwei junge Kinder, und da bin ich jetzt nicht so bereit, mein Leben aufs Spiel zu setzen, wie ich es vor einigen Jahren war."

„Es ist nicht daran zu denken," sagte Editha

ruhig. „Ich würde Niemand auffordern können, zu ihnen zu gehen, als Einen, der theilweise ihrem Stamme angehört; denn ich weiß, es muß das Blut eines weißen Mannes sein, welches sie vergießen. Alles, was ich wünsche, daß Sie für Walter und mich thun sollen, ist, einen von den indianischen Boten aufzusuchen, der in Albany und mit der Armee bekannt ist, und ihn zu mir zu schicken."

„Sehen Sie, Miß Prevost," entgegnete der Mann, „es sind deren nicht so viele, da der Winter herannaht; und was die Armee betrifft, so wurden fast alle Läufer und Kundschafter entlassen, als Lord Loudon nach Halifax ging. Einige von ihnen blieben freilich bei Webb; aber eine Anzahl von jenen wurde von Montcalm's Huronen getödtet. Indessen will ich es zu meinem Geschäfte machen, Tag und Nacht einen solchen aufzusuchen und ihn hieher zu schicken."

„Es muß aber Jemand sein, auf den wir uns verlassen können," sagte Editha; „Jemand, den Sie erprobt haben und dem man trauen darf."

„Das macht die Sache noch schwieriger," sagte der Mann; „denn wenn ich gleich viele von ihnen geprüft habe, kann ich doch nur wenigen von ihnen trauen. Indessen will ich mich umsehen und werde auch nicht lange ausbleiben. Aber es würde ein völliger Unsinn sein, einen Mann zu schicken, der Ih=

ren Auftrag entweder gar nicht ausrichten oder ihn denen mittheilen würde, die ihn nicht hören dürfen."

„Das wäre in der That der Fall," sagte Editha traurig, als die Worte des Mannes ihr alle Schwierigkeiten und Gefahren vor Augen stellten, die dem Gelingen ihres Planes im Wege standen. „Nun, thun Sie Ihr Möglichstes, Robert," sagte sie endlich nach einigem Nachdenken; „und da Sie den Mann zu bezahlen haben werden, so ist hier Geld für —"

„Sie können ihn selber bezahlen, Miß," entgegnete der Bootsmann kurz. „Ich selber nehme kein Geld dafür an, dem armen Master Walter zu helfen — nein das thue ich nicht. Wenn ich ein Ruder oder dergleichen in der Hand habe, müssen die Leute freilich bezahlen, was meine Arbeit werth ist — und zuweilen vielleicht noch ein wenig mehr," fügte er lachend hinzu. „Aber nicht für einen solchen Dienst, wie dieser — nein, nein, dafür nicht. Nun leben Sie wohl, Miß Prevost — leben Sie wohl, Mylord. Ich will das Gras nicht unter meinen Füßen wachsen lassen, ehe ich mich nach einem Boten umsehe."

So redend verließ er das Zimmer und Editha und Lord H. blieben wieder allein. Traurig und düster war ihre Unterhaltung, nicht erheitert von den hellen Strahlen der Liebe und Freude, von welchen

Editha gehofft hatte, daß sie ihre künftigen Stunden erhellen würden. Alles war trübe und düster in der Ferne, und der Punkt, worauf die Augen Beider sich am lebhaftesten richteten, war der dunkelste und trübste von allen. Welcher Plan ihnen auch vorgeschlagen wurde, welche Handlungsweise ihnen auch einfiel, auf allen Seiten erhoben sich Schwierigkeiten und Gefahren.

Auch diente die Gegenwart des Herrn Prevost, der bald darauf zu ihnen kam, auf keine Weise dazu, sie zu unterstützen oder zu leiten. Er hatte wenigstens für jetzt alle Hoffnung verloren, und das Einzige, was ihm einen schwachen Lichtschimmer zu gewähren schien, war der Gedanke, sogleich mit Brooks in Verkehr zu treten.

„Ich fürchte, Sir William Johnson wird Nichts thun. Er ist so selbst für die kleinsten Interessen der Regierung bemüht, sein ganzer Geist ist so mit diesem einzigen Vorsatze beschäftigt, die Verbindung zwischen Britannien und den fünf Nationen zu verstärken, daß ich glaube, er würde jedes Mannes Sohn eher schlachten lassen, als sich der Gefahr aussetzen, einen indianischen Stamm zu beleidigen."

„In seiner Stellung mag es allerdings sehr schwierig für ihn sein zu handeln," sagte Lord H.; „aber es dürfte ebenso gut sein, uns von seinen Gefühlen und Ansichten zu überzeugen, indem wir um

seinen Rath bitten, wie sie selber zu handeln haben. Er wird sehr bereitwillig sein, Rath zu ertheilen, davon bin ich überzeugt, und im Laufe der Unterredung könnten sie entdecken, wie viel oder wie wenig sie von seinem Beistande zu erwarten haben."

„Aber Sie sagten, mein lieber Lord, Sie wollten morgen selber nach Albany gehen, um den armen Brooks aufzusuchen," bemerkte Herr Prevost. „Ich kann Editha nicht allein hier lassen."

Alle drei sannen einige Augenblicke nach und Editha vielleicht am meisten von allen. Endlich aber sagte sie:

„Ich bin völlig sicher, mein Vater, dessen bin ich gewiß, und Sie werden auch ruhig sein, wenn Sie sich erinnern, was ich Ihnen von dem Benehmen des schwarzen Adlers in jener unheilvollen Nacht erzählte. Er warf seine Decke um mich und nannte mich seine Tochter. Sie können gewiß sein, es hat sich schon längst die Nachricht, daß ich sein Adoptivkind bin, unter den Stämmen verbreitet, und Niemand würde wagen, seine Hand gegen mich zu erheben."

„Doch einige Vorsicht," sagte Lord H.

Aber Editha unterbrach ihn sanft und sagte:

„Warte einen Augenblick, Georg. Laß meinen Vater antworten. Glauben Sie nicht, lieber Vater, daß ich ganz sicher bin? Mit einem Wort, glauben

Sie nicht, daß ich als die Adoptivtochter des schwarzen Adlers von einer Hütte zur anderen durch das ganze lange Haus der Indianer gehen könnte ohne die geringste Gefahr oder Bedenken? Und wenn das ist, warum sollten Sie etwas fürchten?"

„Ich glaube in der That, daß Du es könntest," versetzte Herr Prevost. „O! wenn wir den Häuptling zu einer ähnlichen Handlung gegen Walter hätten bewegen können! Was Editha sagt, ist richtig, Mylord. Wir müssen diese Indianer beurtheilen, wie wir sie kennen, und meine einzige Furcht, sie jetzt hier zurückzulassen, besteht in der Besorgniß, daß Einfälle von der anderen Seite des Hudson geschehen können."

Lord H. sann ein wenig nach. Es fiel ihm auf, daß etwas Seltsames in der Art liege, wie Editha ihrem Vater die Frage vorlegte — etwas zu Bestimmtes und Genaues, um von den gesprochenen Worten hervorgerufen zu werden. Es erregte keinen Verdacht in seinem Geiste; denn es war kaum möglich, in Editha's Gesicht zu blicken oder ihre Töne zu hören und Mißtrauen zu hegen. Aber er dachte, sie möchte vielleicht einen hohen und edlen Zweck haben, den sie noch nicht mitzutheilen für gut halte.

„Ich war im Begriff zu sagen," erwiderte er endlich auf die letzten Worte des Herrn Prevost, „daß ich leicht eine genügende Wache zusammenbringen kann,

um das Haus zu schützen; und ich darf Ihnen nicht erst sagen, mein lieber Herr," fuhr er fort, indem er Ediths Hand faßte, „da der ganze Schatz meines Glücks hier ist, würde ich Ihnen nicht rathen, sie auch nur auf eine Stunde zu verlassen, wenn ich mich nicht überzeugt hielte, daß sie sicher sei. Ich will durch einen von den Leuten, die noch im Hause sind, einen Befehl an Kapitain Hammond absenden, morgen in aller Frühe eine Wache unter einem zuverlässigen Sergeanten hieher zu schicken. Sobald dieselbe ankommt, will ich nach Albany abreisen, und ich denke, Sie können sich in völliger Sicherheit in Johnson's Burg begeben."

So wurde es angeordnet und alle empfanden nicht geringe Beruhigung, als man sich zu einer Handlungsweise entschlossen hatte. Die Anstrengung ist Alles in dieser Welt. Selbst das Wasser der Freude steht still; und die größte Beruhigung für Sorge und Kummer, die stärkste Unterstützung in Gefahr oder Ungemach ist die Anstrengung.

Viertes Kapitel.

Der Morgen des folgenden Tages brach frisch und schön an. Eine heitere Klarheit war am Himmel — eine lebhafte Elasticität in der Luft — wie man seit Wochen nicht gesehen oder gefühlt hatte. Alles erschien schimmernd und deutlich. Die Entfernungen waren vermindert; Wälder und Hügel, welche früher düster gewesen, erschienen nahe und deutlich, und die ganze Welt war in Harmonie mit der Stärke und Anstrengung. Der schwere Regen des vergangenen Morgens hatte die überladene Atmosphäre aufgeklärt, wie Thränen zuweilen die schwerbelastete Brust erleichtern; und als Lord H. und Herr Prevost ihre Pferde bestiegen, um sich auf den Weg zu machen, schien es, als habe die stärkende Luft dem Letzteren die Festigkeit und den Muth wiedergegeben, dessen der

Kummer und das Entsetzen des vergangenen Tages ihn beraubt hatte.

Editha umarmte ihren Vater und reichte ihre Wange der warmen Berührung der Lippen ihres Geliebten hin. Dann beobachtete sie sie, als sie fortritten, bis der Wald sie von ihren Blicken ausschloß.

Die Soldaten waren jetzt in dem für sie bestimmten Theile des Hauses untergebracht, und einige von den Negern waren mit den Anordnungen für sie beschäftigt; aber der alte Agrippa, der Gärtnerknabe und eine Dienerin standen in der Nähe und sahen ihrem Herrn und seinem Gaste nach, als sie sich entfernten.

Sobald die kleine Gesellschaft nicht mehr zu sehen war, wendete sich Editha zu Agrippa und sagte:

„Schickt Chando zu mir in das Besuchzimmer. Ich wünsche mit ihm zu reden.“

Als der Mann erschien, sah sie ihn aufmerksam an und sagte:

„Wie weit ist es bis zum Oneidasee, Chando? — Waret Ihr je dort?“

„Ei ja, Missy, oft genug, als ich ein kleiner Knabe war. Sie wissen, mein Vater lief davon und lebte lange Zeit bei den Indianern — weil er einen bösen Herrn hatte. Aber die Indianer schlugen und pufften ihn mehr, als der schlimmste Herr in der Welt es thun konnte, und da kam er wieder zurück.

Wie weit es ist? O, ein weiter Weg; zweimal so weit, als bis Johnson's Burg — o ja, dreimal so weit."

Editha wußte, wie unbestimmt die Begriffe eines Negers von der Entfernung sind, und so trug sie ihre Frage in einer anderen Form vor, worauf sie eine bestimmtere Antwort erwartete.

„Bedenkt Euch, Chando," sagte sie, „wie lange Zeit es kosten würde, um den See zu erreichen. Bedenkt Euch wohl, und sagt es mir dann."

„Sie, Missy, Sie!" rief der Neger in großem Erstaunen; „Sie werden doch nicht daran denken, dorthin zu gehen?"

„Ich weiß nicht, Chando," versetzte sie, „es dürfte nöthig sein, und ich wünsche zu wissen, wie lange es wohl währen würde."

„Das hängt davon ab, wie Sie gehen, Missy," entgegnete der Mann. „Sie können bis Johnson's Burg reiten, aber nicht weiter, dann müssen Sie zu Fuß gehen, und wenn Sie so schnell gehen, wie ich, wozu Sie wohl nicht im Stande sein werden, müssen Sie immerhin fünf Tage dazu brauchen."

Der armen Editha sank der Muth.

„Otaitsa geht auch," sagte sie in trostlosem Tone; „aber freilich kann sie Vieles, was ich nicht kann."

„Sie gehen! O nein, Missy," versetzte der Ne=

ger; „sie geht wenig zu Fuß von dem sogenannten Wood Creek oder vom Mohawk an. Sie geht nicht weiter, als bis dorthin. Den ganzen übrigen Weg legt sie im Canoe zurück, zuweilen auf dem Mohawk, zuweilen auf dem See. Einmal kam sie in drei Tagen hieher. Ich hörte es von dem alten Buzzard, als der Sachem mit seinen Kriegern hieher kam.“

„Und kann ich dasselbe thun?“ fragte Editha lebhaft.

„Gewiß können Sie es, wenn Sie ein Canoe bekommen,“ antwortete Chando; „aber o! Missy, denken Sie an die Indianer. Sie entführten Massa Walter — sie können Sie auch tödten.“

„Es ist nicht zu fürchten, Chando,“ versetzte Editha. „Selbst mein Vater gesteht, daß ich sicher von einer Hütte zur anderen durch das ganze Land der fünf Nationen gehen kann, weil der schwarze Adler seine Decke um mich geworfen und mich zu seiner Tochter gemacht.“

„Massa weiß es am besten,“ sagte Chando; „wenn es aber so ist, warum entführten sie Massa Walter?“

„Der schwarze Adler wollte ihn nicht zu seinem Sohne machen, noch auch meinen Vater zu seinem Bruder,“ sagte Editha, indem ihr Thränen in die Augen traten. „Aber die Wahrheit ist, Chando, ich will gehen und versuchen, ob ich dem armen Walter

das Leben retten kann — ich will gehen und der Blüthe sagen, daß sie meinen Walter — ihren Walter — gefangen halten und sehen, ob wir nicht Mittel finden können, ihn zu befreien."

„Ich sehe — ich sehe, Missy," sagte der Mann ernst; dann fügte er nach einer augenblicklichen Pause hinzu: „Darf ich mit Ihnen gehen?"

„Ich muß freilich Jemand mitnehmen, um mir den Weg zu zeigen," versetzte Editha. „Fürchtet Ihr Euch, Chando?"

„Fürchten!" rief der Mann, in ein heiteres Gelächter ausbrechend. „O nein, ich fürchte mich nicht; die Indianer thun einem Neger Nichts zu Leide — sie stoßen und puffen ihn, aber scalpiren ihn nicht, weil der Neger keine Scalplocke hat. Ha, ha ha! ich will mitgehen und helfen, Massa Walter zu retten. Er hatte nie etwas Gutes, ohne Chando etwas davon abzugeben. O! ich will Alles schon machen. Wir finden Canoes genug — Mohawkcanoes — Oneidacanoes — wenn wir sagen, daß Sie des schwarzen Adlers Tochter sind und Ihre Schwester Otaitsa besuchen wollen. Wann wollen Sie gehen, Missy?"

„Sehr bald, Chando," versetzte Editha.

Darauf begann sie ihm ihren Plan weiter zu erklären. Sie sagte, sie wünsche sich noch an demselben Tage auf den Weg zu machen, und zwar so bald

wie möglich, um fürs Erste die Nachricht von Walters Gefangennahme unverzüglich Otaitsa mitzutheilen und fürs Zweite ihrem Vater so viele Stunden der ängstlichen Besorgniß, wie nur möglich, zu ersparen. Sie sagte dem Mann nicht ausdrücklich, daß sie ihren Vater nicht mit ihrer Absicht bekannt gemacht habe; aber er errieth es dennoch.

Als er aber hörte, wie der schwarze Adler sich in der Nacht der Gefangennahme des armen Walter gegen sie benommen, war er in Betreff der Indianer völlig von ihrer Sicherheit überzeugt. Er rieth ihr aber dringend an, zuerst zu Johnson's Burg zu gehen, wo sie gewiß ein Canoe oder ein Boot bekommen könne, und es währte lange, ehe er einsah, warum sie darauf nicht eingehen wollte. Endlich aber zeigte sein gewöhnliches: „Ich sehe — ich sehe,“ daß ihm ein Licht aufgegangen sei, und dann war er bald mit seinem Rath bei der Hand.

„Da gehen wir bis an das nächste Ende des kleinen Sees,“ sagte er; „das sind nur drei Meilen und es ist immer ein Fischerboot da. Dann fahren wir den kleinen See hinunter, und über den Fluß auf den großen See, landen auf der nördlichen Seite und gehen dann bis zum Mohawk — das sind noch drei Meilen. Ich kann das Canoe auf meinem Rükken tragen. Dann werden wir mit oder ohne Indianer weiter kommen. Wenn Missy noch einen Neger

mitnehmen will, werden wir sehr rasch weiter kommen, und er könnte das Gepäck tragen."

„Ich muß eine von den Frauen bei mir haben," sagte Editha in gedankenvollem Tone; „aber welche?"

Des Negers Gesicht verlängerte sich ein wenig. Er war sehr stolz auf das Vertrauen, welches in ihn gesetzt wurde, und er wollte es nicht gern mit einem weißen Frauenzimmer theilen. Sein Ton war daher ein wenig niedergeschlagen, wenn gleich unterwürfig, als er fragte:

„Will Missy die weiße Sally mit sich nehmen? — Sally kann aber nicht gehen — Sally kann nicht laufen — Sally kann nicht rudern, wenn Chando ermüdet ist."

„Nein," versetzte Editha sogleich, „ich kann keine weiße Person mit mir nehmen, Chando, denn ich würde ihr Leben aufs Spiel setzen; und selbst um meinen armen Bruder zu retten, darf ich keine andere Person in eine solche Gefahr bringen. Einer Person von Eurer Farbe, Chando, werden sie Nichts zu Leide thun, denn sie wollen das Blut eines Weißen für die That eines Weißen."

„Da nehmen Sie Schwester Bab mit," rief Chando mit dem leisen Lachen, welches den Negern eigenthümlich ist, seine Hände reibend. „Schwester Bab kann gehen, laufen, ein Bündel tragen und rudern so gut wie der beste Mann."

Bab war eine rüstige Negerin von etwa vierzig Jahren, mit angenehmem Gesichte und sehr schönen weißen Zähnen, die sich des Beinamens Schwester erfreute, obgleich sie, so viel Editha wußte, wenigstens im Hause Niemandes Schwester war. Ihre gewöhnlichen Beschäftigungen hatte sie auf dem Meierhofe, in der Milchkammer und bei den Schweineställen, so daß Editha sie nicht sehr häufig sah. Aber Alles, was sie von ihr gesehen hatte, war angenehm gewesen, denn Schwester Bab schien immer aufmerksam, Alles für Alle zu thun, und empfing alle Befehle, selbst von Massa Walter, der zuweilen ein wenig unüberlegt war, mit gutmüthigem Grinsen. Ihre beständige Thätigkeit und unermüdliche Energie versprach einen guten Erfolg von dem Unternehmen, welches Editha vorhatte.

„Nun, Chando," sagte die junge Dame, „ich weiß, daß ich keine bessere Wahl treffen könnte. Schickt Schwester Bab zu mir, denn wo man Gefahren, wie diese, zu bestehen hat, will ich kein Frauenzimmer ohne ihre eigene freie Einwilligung mitnehmen."

„O! Sie wird gehen — ich will mit ihr reden," sagte Chando; „bemühen Sie sich deshalb nicht, Missy. Sie wird mit Miß Editha bis an das Ende der Welt gehen und fechten wie der Teufel, wenn es nöthig ist. Ich sah nie ein Weib, welches sich so gut darauf verstand, Fische zu fangen."

„Das kann uns auch nützlich sein,“ sagte Editha mit mattem Lächeln. „Aber schickt sie zu mir, Chando, ich muß mit ihr reden, ehe wir gehen.“

Als die gute Frau kam, machte sie nicht die geringste Einwendung, sondern betrachtete die Expedition vielmehr als sehr unterhaltend, da sie sie für die Langeweile ihrer täglichen Arbeiten entschädigen und zugleich ihrem thätigen Geiste volle Beschäftigung gewähren werde. Sie war ebenso bereitwillig mit ihren Vorschlägen, wie Chando, sagte Editha Alles, was sie mitzunehmen habe, setzte alle ihre eigenen beabsichtigten Vorbereitungen auseinander, bat sogar um eine Büchse und erklärte, sie sei ein ebenso guter Schütze, wie Massa Walter, und habe oft seine Büchse abgefeuert, wenn er sie geladen nach Hause gebracht.

Editha wollte aber kein Frauenzimmer mit einer Büchse in ihrer Begleitung haben, und nachdem sie ihren beiden auserwählten Begleitern gesagt, sie werde in einer Stunde bereit sein, entfernte sie sich, um ihre Vorbereitungen zu treffen und einige Zeilen an ihren Vater und ihren Geliebten zu schreiben, um ihre Abwesenheit zu erklären, wenn sie zurückkehren sollten. Beide Briefe waren kurz; aber wir wollen nur den ansehen, den sie für Herrn Prevost zurückließ.

„Mein lieber Vater,“ schrieb sie, „ich fürchte fast, daß es unrecht ist, einen solchen Schritt ohne Ihr Wissen oder Ihre Billigung zu thun; aber ich

kann nicht still sitzen und Nichts thun, während Alle sich anstrengen, um meinen lieben Bruder zu retten. Ich fühle, daß es durchaus nothwendig ist, Otaitsa sogleich von seiner Lage zu benachrichtigen.

„Es kann Monate währen, ehe man einen indianischen Läufer findet, und inzwischen kann meines armen Bruders Schicksal besiegelt werden. Ich würde mich verbunden halten, zu gehen, und wenn es mein Leben kostete, aber ich allein kann in völliger Sicherheit gehen, denn während er mir seinen Schutz versprach und mir die Versicherung gab, daß ich völlig sicher sein solle, weigerte sich der schwarze Adler, mir irgend eine Versicherung hinsichtlich der Anderen zu geben. Sie haben selber anerkannt, mein lieber Vater, daß ich vollkommen sicher sein werde, und habe auch den Vortheil, daß ich die indianische Sprache gut spreche. Würde es unter solchen Umständen nicht unrecht, ja, ein Verbrechen sein, müßig hier zu bleiben, während ich noch die Möglichkeit vor mir sehe, meinen armen Bruder zu retten? Verzeihen Sie mir also wegen der Beweggründe, die mich leiten, wenn ich unrecht handle.

„Mein Weg geht gerade zum Mohawk über den kleinen und großen See und dann den Mohawk und Wood Creek hinauf, so weit die mich führen, denn um mir so viel Anstrengung wie möglich zu ersparen,

werde ich von dem kleinen See aus auf dem Canoe fahren.

„Ich habe Chando und Schwester Bab gebeten, mich zu begleiten, da ich weiß, daß Sie wünschen werden, daß ich Schutz und Beistand auf dem Wege, wenn mir irgend eine Schwierigkeit begegnen sollte, habe. Ich hoffe spätestens in sechs Tagen wieder zurück zu sein, und wenn möglich, werde ich einen Läufer abschicken, um Sie von meiner glücklichen Ankunft unter den Oneidas in Kenntniß zu setzen.

„Noch ein Mal, mein lieber Vater, denken Sie an den großen Zweck, den ich im Auge habe, und verzeihen Sie Ihrer zärtlichen Tochter.“

Als Editha diese Briefe geschrieben hatte, legte sie das vollständige indianische Costüm an, welches Otaitsa ihr gegeben, und ein schönes indianisches Mädchen stellte sie dar, wenn gleich ihre Haut ein wenig zu weiß und ihr Haar nicht rabenschwarz war. In der indianischen Tasche hatte sie einige Gegenstände von europäischer Erfindung und ein großes Jagdmesser. Dann machte sie ein kleines Packet von Kleidern zusammen, welches Schwester Bab tragen sollte, und stieg zu dem unteren Stockwerk hinunter.

Hier aber begegneten ihr einige Hindernisse, die sie nicht erwartet hatte. Die Nachricht von ihrer beabsichtigten Expedition hatte sich durch den ganzen Haus-

halt verbreitet und fast eine offene Empörung veranlaßt. Die weißen Frauen waren in Thränen; der alte Agrippa stieß laute Ausrufungen aus und die fette schwarze Köchin erklärte laut, Miß Editha sei wahnsinnig und solle nicht gehen. Sie trieb ihre Opposition so weit, daß die junge Dame genöthigt war, einen strengen Ton anzunehmen, den man selten von Editha hörte, und ihr zu befehlen, sich sogleich aus ihrer Gegenwart zu entfernen. Das arme Weib war sogleich eingeschüchtert, denn ihr Muth war nicht von großer Ausdauer, und in Thränen ausbrechend, verließ sie das Zimmer, indem sie erklärte, sie sei gewiß, daß sie Miß Editha nie wiedersehen werde.

Dann übergab Editha dem alten Agrippa alle Schlüssel des Hauses nebst den beiden Briefen, die sie geschrieben hatte. Chando nahm den Sack mit Lebensmitteln, womit er sich versehen hatte; Schwester Bab belud sich mit dem Packet, welches Editha's Kleider enthielt, und zwischen Beiden gehend, entfernte sich die junge Dame, bei den Thränen der weißen Frauen und bei den lauten Ausbrüchen des Kummers von Seiten der Neger, von dem Hause ihres Vaters.

Ihr eigenes Herz sank auf einen Augenblick und sie fragte sich selber:

„Werde ich je wieder diese Schwelle überschrei-

ten? Werden mich die, welche ich so sehr liebe, je wieder in ihre Arme schließen?"

Aber sie verbannte solche Gefühle und trieb solche Gedanken hinweg.

„Mein Bruder — mein armer Bruder!" murmelte sie und ging weiter.

Fünftes Kapitel.

Indem wir es Editha überlassen, ihren Weg zu dem Gebiete der Oneidas fortzusetzen, und Herrn Prevost, nachdem er sich in der Entfernung von zwei Meilen von seinem Hause von Lord H. getrennt hatte, zu Johnson's Burg zu reiten, wollen wir dem jungen Edelmanne nach Albany folgen, wo er ein wenig nach Anbruch der Nacht ankam. Er hielt es für seine Pflicht, sich zuerst in das Quartier des Oberbefehlshabers zu begeben, wo er einen kurzen aber klaren Bericht von Allem erstattete, was bei seinen Verhandlungen mit den Indianern geschehen war.

„Ich erfuhr aus einer Mittheilung von Sir William Johnson,“ schrieb er, „daß keine Verheimlichung nöthig sei; sondern im Gegentheil, daß es vortheilhaft sein würde, bei der Versammlung der fünf Na-

tionen in meinem wahren Charakter zu erscheinen. Der Erfolg war, wie ich Ihnen gesagt habe. Einen Punkt aber muß ich noch erwähnen, der, wenn er unverständig behandelt wird, ernste Folgen haben kann."

Darauf erzählte er die einzelnen Umstände in Betreff des Todes des Indianers durch Woodchuck und die muthmaßliche Gefangennahme Walter Prevost's durch eine Abtheilung der Oneidas.

Es würde uninteressant für den Leser sein, die umständliche Mittheilung der hierauf folgenden Unterredung zu hören. Es mag hinreichen zu sagen, daß die Regierung der Colonie in allen ihren Abtheilungen zu jener Zeit zur Unthätigkeit geneigt war und durchaus nicht geneigt, sich zum Schutze einzelner Personen oder selbst größerer Interessen anzustrengen, wenn sie nicht kräftig dazu angetrieben wurde. Dies zu thun, fühlte sich Lord H. keineswegs geneigt, da er aus Allem, was er gehört hatte, sehr wohl wußte, daß keine Handlung der Regierung, es sei denn ein plötzlicher Marsch einer großen Truppenabtheilung, Walter Prevost's Befreiung bewirken könne, und daß er von den damals commandirenden Officieren eine solche Bewegung, die an sich erfolglos sein möchte, nicht erwarten könne.

Als seine Conferenz mit dem Oberbefehlshaber beendet war, lehnte er eine Einladung zum Abendessen ab und ging, um das kleine Gasthaus aufzusuchen,

wo er den Mann finden sollte, dessen Handlung, so sehr dieselbe auch zu rechtfertigen sein mochte, so viel Elend über Herrn Prevost's Familie gebracht hatte.

Wie wir aus guter Quelle wissen, nahm die Stadt Albany in jenen Tagen einen fast ebenso großen Raum ein, wie die gegenwärtige Stadt, obgleich die Bevölkerung um viele Tausende geringer war. Eine lange Straße führte am Ufer des Flusses dahin; bis an den Rand desselben erstreckten sich schöne und wohlcultivirte Gärten und von dem Gipfel des Hügels bis zu dieser unteren Straße führte eine andere, beinahe in derselben Richtung und von derselben Ausdehnung, wie die jetzige State Street. Auf dem Gipfel des Hügels stand das Fort, und in der Mitte der großen abwärts führenden Straße, die zu beiden Seiten um sie hinwegführte, befanden sich zwei oder drei Kirchen, ein schöner Marktplatz und eine Wache. Einige andere Straßen führten in gleicher Linie mit dieser Hauptstraße den Hügel hinunter, und einige kleine Straßen und Gassen verbanden sie mit einander.

Dennoch war, wie bereits erwähnt, die Bevölkerung sehr gering, denn zwischen den einzelnen Häusern und Straßen in der ganzen Stadt befanden sich große und schöne Gärten, welche die Räume ausfüllten, die jetzt von Gebäuden eingenommen werden und mit menschlichen Wesen angefüllt sind.

Ein großer Theil der Bevölkerung zu jener Zeit war holländisch, und die Zierlichkeit und Reinlichkeit der holländischen Häuser und Straßen war in jenen Tagen in Albany zu sehen — wäre es nur jetzt auch so! Damals liefen keine Schweine zur Belästigung der Fußgänger auf den Straßen umher; keine Kohlblätter oder Kohlstrünke verunzierten den Rinnstein, und der einzige Ort, wo man Schmutz oder Unreinlichkeit sah, war die Uferstraße, wo natürlich wegen der Nähe des Wassers die Häuser der Bootsleute und andere mit der Schifffahrt in Verbindung stehenden Personen sich befanden. Hier war freilich einiger Schmutz vorherrschend und die Luft roch sehr nach Theer und Tabak.

Zu diesem Theile der Stadt nahm Lord H. seinen Weg und fragte nach dem Gasthause „zu den drei Bootsleuten." Mehrmals erhielt er keine Auskunft, weil die Mehrzahl der Bewohner die englische Sprache nicht verstand. Sie nahmen die Pfeife aus dem Munde und antworteten nur in holländischer Sprache: „Verstehe nicht."

Endlich aber erhielt er eine richtige Weisung und fand ein kleines und ziemlich unbedeutend aussehendes Haus, worin ein unternehmender Engländer aus der Gegend von Clare Market eine Schenke zum Wohl der Bootsleute begründet. Sie hatte in früheren Zeiten einem holländischen Ansiedler gehört und

trug noch viele von den eigenthümlichen Zügen ihres Ursprungs an sich. Vier Bäume standen in einer Linie vor der Thür, mit Bänken darunter zur Bequemlichkeit Derjenigen, welche Vergnügen daran fanden, dazusitzen und die liebliche Luft des Sommerabends mit den Rauchwolken des Tabaks zu vergiften.

Durch eine mit einem Gewicht versehene Thür in den engen, sandigen Gang eintretend, wo man von der Straße eine Stufe hinunterstieg, begegnete Lord H. einem schwarzen Kellner mit weißer Schürze, welchen er fragte, ob Kapitain Brooks noch dort sei.

„O ja, Herr Officier," sagte der Mann grinsend. „Sie meinen Massa Woodchuck," fuhr er fort, indem er zeigte, daß der indianische Beiname des guten Mannes sehr allgemein bekannt sei. „Sie werden ihn dort drinnen im Kaffeezimmer finden."

Und er deutete auf eine Thür, die ehemals weiß gewesen, aber jetzt von Rauch, Alter und schmutzigen Fingern gelb und braun geworden war.

Lord H. öffnete die Thür und trat unter eine so seltsame und abstoßende Versammlung menschlicher Wesen, wie er nur je gesehen. Die Luft war von Rauch verdunkelt, so daß die Lichter trübe und roth erschienen und es im eigentlichen Sinne schwer war, die Gegenstände umher zu erkennen. Den Geruch konnte man unmöglich erkennen, denn er war sehr gemischt; aber die vorherrschenden Gerüche waren die

des Tabak, Bier, Rum und Gin. Zehn oder zwölf kleine Tische von polirtem Mahagoni, aber hie und da mit den Spuren von nassen Gläsern, theilten das Zimmer unter sich und ließen nur so viel Raum, daß ein paar Stühle Rücken gegen Rücken zwischen zweien stehen konnten.

In dieser kleinen Höhle waren nicht weniger als fünf oder sechs und zwanzig Personen versammelt; fast Alle tranken, fast Alle rauchten, Einige sprachen sehr laut, Andere saßen in tiefem Schweigen, so wie es die Quantität der Getränke, die sie zu sich genommen oder die Nationaleigenthümlichkeiten der verschiedenen Personen es forderten.

Durch den Rauch diese Scene überblickend, die außer dem rauhen und rüstigen aber thätigen Engländer und dem schwerfälligen phlegmatischen Holländer, einen oder zwei lebhafte Franzosen zeigte, die aus Canada desertirt waren und wovon keiner sich in sehr günstigem Lichte zeigte, konnte Lord H. nicht umhin, die Leute vor ihm mit den freien, wilden Indianern zu vergleichen, die er kürzlich verlassen hatte und sich zu fragen:

„Welches sind die Wilden?“

Endlich fiel sein Auge auf einen Mann, der im Winkel des Zimmers dem Fenster zunächst an einem Tische saß. Er war ganz allein und sein Rücken zu den Uebrigen gewendet; sein Kopf ruhte auf seiner

Hand und eine kurze Pfeife lag neben ihm auf dem Tische. Er hatte kein Licht vor sich, wie die meisten Anderen und man hätte glauben sollen, er schlafe, so ruhig war seine ganze Gestalt, hätten sich nicht die Finger seiner rechten Hand, die auf dem Tische ruhte, nach einem eingebildeten Tacte bewegt.

Sich ihm nähernd, zog Lord H. einen Stuhl zu dem Tische hin und legte seine Hand auf seinen Arm. Woodchuck sah sich um und ein augenblicklicher Ausdruck der Freude zog über seine rauhen Züge dahin.

Im nächsten Augenblick war sein Gesicht wieder kalt und strenge.

„Sehr freundlich von Ihnen, zu kommen und mich aufzusuchen, Mylord," sagte er in düsterem und traurigem Tone. „Was wünschen Sie von mir? Haben Sie irgend etwas für mich zu thun?"

„Es ist mir leid, Sie so schwermüthig zu finden, Kapitain," sagte Lord H., indem er der Frage auswich. „Ich hoffe, es ist sonst nichts Nachtheiliges geschehen."

„Habe ich nicht Ursache genug, schwermüthig zu sein?" sagte der Andere, sich zu den Leuten im Zimmer umsehend, „mit diesen Schweinen zusammengesperrt? Kommen Sie hinaus vor die Thür. Es ist kalt genug dort; aber der kälteste Wind, der je wehte, ist besser, als die verpestete Luft dieser Schweine."

Während er sprach, stand er auf und ein kleiner, vorwitziger Franzose, der ihn behorcht hatte, rief in zänkischem Tone:

„Warum nennen Sie uns Schweine, Sie großer Eber?"

„Aus dem Wege — sonst möchte ich Euch den Rücken zerbrechen," murmelte Woodchuck in leisem und strengem Tone. „Hättet Ihr schon längst den Hals gebrochen, so wäre es besser für Euer und mein Vaterland gewesen."

Und den kleinen Franzosen mit einer Hand beim Kragen ergreifend, setzte er ihn auf den Tisch, von dem er eben aufgestanden.

Die versammelten Gäste stießen ein lautes Gelächter aus; der kleine Franzose schäumte vor Wuth, doch wagte er den Ausdruck seines Unwillens nicht weiter zu treiben und Woodchuck schritt ruhig aus dem Zimmer, von seinem militairischen Gaste begleitet.

„Hier lassen Sie uns niedersetzen," sagte er, indem er auf einer Bank unter dem laublosen Baume Platz nahm und Lord H. sich zu ihm setzte. „Ich bin verstimmt genug, Mylord, und habe ich nicht Grund dazu? Hieher bin ich auf mein Lebenlang verbannt. Dies wird meine Lage sein, bei diesen Schweinen, die sich in diesen Schweineställen der Städte versammeln — und ich muß ersticken in sol-

chen Höhlen, wie ich eben verlassen habe. Ich denke, ich werde mich eines Tages ins Wasser stürzen, wenn ich völlig wahnsinnig werde. Ich weiß, ein Mensch hat kein Recht, Hand an sich selbst zu legen. Ich lernte meine Bibel, als ich jung war, und weiß, was Gottes Wille ist, darum werde ich nichts Verzweifeltes thun, so lange es hier richtig ist.“ Und er legte den Finger an seine Stirn. „Nein, nein, ich will so für mein Leben sorgen, als verpflegte ich ein kleines Kind; aber wenn die Indianer nicht einen anderen weißen Mann einfangen und tödten — was Gott verhüte — werde ich mein Lebenlang hier bleiben müssen; und selbst wenn Sie es thun, ist es mehr als wahrscheinlich, daß sie mich auch tödten, wenn sie mich fangen; und wenn ich an die schönen Wälder denke und die lieblichen Seen, worin sich Alles umher so schön abbildet, wenn sie still sind, und an die Ströme, die tanzend und plätschernd über die großen schwarzen Steine und die kleinen weißen Kiesel dahinrauschen und aus Freude über ihre Freiheit zu singen scheinen, und an die Wolken, die darüber hinziehen, und an die Vögel, die durch die Zweige blicken, und an die Eichhörnchen, die hin und her springen und Geberden machen, als spotteten sie über Alles, was nicht so rasch ist, wie sie, da ist es mir oft, als sollte ich wahnsinnig werden bei dem Gedanken, daß ich das Alles nie wiedersehen werde.“

Lord H. nahm lebhaften Antheil an ihm; denn er hatte selber Liebe genug für die freie Natur in seinem eigenen Herzen, um mit einem Manne zu sympathisiren, der sie so lebhaft liebte.

„Ich hoffe, Woodchuck,“ sagte er, „daß wir im Stande sein werden, eine Anstellung für Sie bei der Armee zu finden — wenn auch nicht in meinem eigenen Corps — so daß Sie die Scenen, die Sie so sehr lieben, wiedersehen und das unbeschränkte Leben führen können, welches Sie so lange geführt. Aber ich komme, um Sie über einen Gegenstand von großer Wichtigkeit um Rath zu fragen, und den müssen wir zuerst besprechen.“

„Was ist es?“ fragte Brooks in gleichgültigem Tone, indem er seine Augen auf das Straßenpflaster richtete, welches von dem Licht in dem Hause matt beleuchtet würde.

Lord H. begann mit einigen Umschweifen seinen Bericht von dem, was zwischen dem Mohawk und dem Hudson geschehen war; denn er hielt sich durchaus nicht überzeugt, welche Wirkung dies auf den Geist des Anderen hervorbringen würde. Woodchuck versank in eine tiefe Träumerei, wo man gleichsam hört, ohne zu hören. Er achtete nicht auf das, was sein vornehmer Gast von dem Waldbrande und der Gefahr des Herrn Prevost und seiner Tochter erzählte. Es schien keinen deutlicheren Eindruck auf ihn zu

machen, als der Wind, der ihm um die Ohren pfiff. Er saß ruhig und schweigend da, ohne eine Bemerkung zu machen; aber er wurde ein wenig aufmerksamer, als der Erzähler die Aengstlichkeit der Familie wegen Walters verlängerter Abwesenheit erwähnte.

Als Lord H. dann erzählte, wie man das Messer und die Reisetasche gefunden, und welche Schlüsse die ganze Familie daraus gezogen, da sprang er auf und rief:

„Was ist das? Was ist das?" Dann sank er nach einer augenblicklichen Pause wieder auf seinen Sitz nieder und sagte mit tiefem Seufzer: „Sie haben ihn gefangen — sie haben ihn gefangen und sie werden ihn tödten, die blutigen, barbarischen Kerle! Hätten sie nicht ein werthloseres Geschöpf wählen können, als ihn?"

Seine Hand vor die Stirn drückend, als bilde er sich ein, daß die stürmischen Gedanken im Innern sie sprengen werde, blieb er einige Augenblicke schweigend, bis Lord H. fragte, ob er glaube, daß sie ihre blutigen Absichten bald ausführen würden.

„Nein, nein," rief der Mann, „das ist nicht zu fürchten. Sie werden sich Zeit genug nehmen, das ist das Aergste an den Wilden. Es ist keine rasche Wuth, keine zornige Hitze. Es ist ein kalter, bitterer, lange gehegter Haß. Sie würden nicht halb so viel Vergnügen dabei haben, wenn sie ihre Rache

nicht Wochen= und Monatelang hinausschöben. Aber was ist jetzt zu thun? — Gütiger Gott! was ist jetzt zu thun?"

„Darüber wollte ich mich gerade mit Ihnen berathen," sagte Lord H. „Aber lassen Sie uns die Sache ruhig besprechen, mein guter Freund. Dies ist ein Fall, wo Kummer, Zorn und Unwille Nichts vermögen; aber wo Ueberlegung und Klugheit — ja, List, gleich ihrer eigenen, vielleicht diesen armen Jüngling retten können."

„Wie sollte ich denn ruhig sein?" rief der Mann heftig; doch dann that er sich plötzlich Gewalt an und sagte: „Sie haben Recht — Sie haben Recht! Ich vergesse meine alten Gewohnheiten in diesen räucherigen Höhlen. Nur durch List kann man bei den Indianern etwas ausrichten. Es ist sehr schwer, sie zu überlisten, doch kann es geschehen, wenn man alle ihre Wege und Stege genau kennt. Ich kann diesen Abend meine Gedanken nicht ordnen. Diese Geschichte hat alle meine Gedanken verwirrt, und ich habe kein Nachdenken mehr. Sie müssen mir eine Nacht und einen Tag Zeit lassen, um diese Sache zu überdenken, und dann will ich sehen, was zu thun ist. Beim Himmel! Walter soll nicht sterben! Der arme Kerl! warum sollte er auch sterben? — Indessen ist es unnütz, auf diese Weise zu sprechen. Ich muß bedenken, was zu thun ist — das ist das Geschäft,

welches wir vorhaben. Ich will nachdenken, sobald ich kann, Mylord; erzählen Sie mir nur Alles, was Sie gethan haben, wenn überhaupt etwas geschehen ist. Prevost, denke ich, wird keine Zeit gehabt haben, viel zu thun; denn wenn er auch am Ende immer Recht hat und keines Menschen Meinung mehr werth ist, wird doch, wenn man sein Herz und seine Gefühle rührt, sein Verstand thätig, wie es bei mir diesen Augenblick der Fall ist. Um so thörichter ist er und auch ich."

„Wir haben etwas gethan," sagte Lord H. dagegen. „Herr Prevost hat sich diesen Morgen auf den Weg gemacht, um Sir William Johnson zu besuchen."

„Der wird ihm nicht helfen," brummte Woodchuck ungeduldig.

„Ich kam hieher, um mich mit Ihnen zu berathen," fuhr Lord H. fort; „und wir haben den Bootsmann Robert, einen großen rüstigen Mann, beauftragt —"

„Ich kenne ihn — ich kenne ihn," fiel Woodchuck ein; „ziemlich redlich — der Beste von ihnen."

„Nun," fuhr der junge Edelmann fort, „wir haben ihn beauftragt, einen indianischen oder farbigen Läufer aufzusuchen, um Otaitsa die Nachricht von diesem Ereigniß zu überbringen, da Editha glaubt,

daß der Stamm sie nicht mit Walter's Gefangenschaft bekannt gemacht habe."

„Sehr wahrscheinlich," sagte Woodchuck. „Miß Prevost kennt sie; sie werden den Frauen Nichts sagen, aus Furcht, daß sie sich einmischen werden. Sie haben eine schlechte Meinung von ihren Frauen. Aber das Mädchen könnte viel nützen, wenn man ihr die Nachricht mitzutheilen vermag. Sie ist nicht so listig, wie die Uebrigen, aber sie hat mehr Herz und Seele und Entschlossenheit, als ein ganzer Stamm indianischer Weiber. Das kommt davon, daß ihre Mutter eine Weiße war."

„Ihre Mutter eine Weiße!" rief Lord H.

„Ja, wußten Sie das nicht?" fragte Woodchuck; „gerade so weiß, wie Miß Prevost; und eine vollständige Dame war sie auch im Ansehen und Reden — obgleich sie nicht gern mit weißen Männern sprach und sich in ihre Hütte zurückzog, wenn sie einen sah. Ich sprach dennoch einst mit ihr, als sie große Besorgniß wegen des schwarzen Adlers hegte, der gegen die Franzosen in den Krieg gezogen war, und da ich gerade des Weges kam, ertheilte ich ihr einige Nachricht von ihm. Aber wir kommen von wichtigeren Gegenständen ab. Das Mädchen wird ihn retten, dafür stehe ich Ihnen, wenn dazu Stärke genug in jenem kleinen Körper ist. Aber lassen Sie mich sehen. Sie reden von indianischen Läufern.

Wo ist einer zu finden, dem man trauen kann? Es sind im Allgemeinen schlechte Menschen, der Abschaum der Stämme. Kein rechter Krieger würde ein solches Geschäft übernehmen. Doch was ist zu thun. Kein weißer Mann kann dorthin gehen; sie würden ihn gewiß scalpiren, und er müßte sein Leben für Walter's Leben hingeben, das ist Alles. Bei meinem Leben! es würde eben so gut sein, irgend einem Verbrecher den gefährlichen Auftrag zu ertheilen, wie man in despotischen Ländern thut, und wenn es ihm gelingt und er mit dem Leben davonkommt, desto besser für ihn; wenn er stirbt, desto besser für die Gesellschaft. Aber ich komme wieder auf Abwege," fuhr er fort, indem er aufstand. „Nun, Mylord, dies ist von keinem Nutzen. Geben Sie mir einige Stunden zum Nachdenken — bis morgen Mittag, wenn Sie wollen — dann will ich kommen und Ihnen sagen, welches meine Meinung ist."

Während er sprach, wendete er sich plötzlich zum Hause ohne weiter Abschied zu nehmen, und sah sich nur um und that noch eine Frage.

„Auf dem Posten vermuthlich?" sagte er.

Lord H. bejahte es, worauf Brooks ins Haus trat und sogleich auf sein Zimmer ging.

Sechstes Kapitel.

In einem kleinen Zimmer unter einem Dache, welches sich nicht in gerader Linie absenkte, sondern in der Mitte einen stumpfen Winkel bildete, nur von einer Hornlaterne erleuchtet, wie man bei Nacht auf den Flußböten anwendete, saß der rüstige Mann, den wir unter dem Namen Woodchuck beschrieben haben. Das Mobiliar des Zimmers war von der bescheidensten Art: ein kleines Bett mit Vorhängen von roth und weiß gewürfeltem Zeug, ein kleiner Tisch, der dicht an der Wand stand, ein einziger Stuhl, ein Waschtisch, dessen Schale und Wasserkanne beide etwas verstümmelt waren, und ein kleiner Spiegel, der an einem Nagel hing, den man in die Wand geschlagen, mit seinem schmalen, schlecht vergoldeten Rahmen und dem so unregelmäßigen Glase, daß das

Spiegelbild dem Original Gesichter zu schneiden schien. Die verblichenen Wände waren von der unreinen Atmosphäre vieler Jahre geschwärzt, und mancher Gast hatte seinen Namen oder den seiner Geliebten mit Bleistift darauf geschrieben — als ein dauerndes Erinnerungszeichen der vorübergehenden Bewohner, gleich den lange bewahrten Erinnerungen zu Grabe gegangener Neigungen. Da standen auch einige unbeholfene einzelne Verse und eine Strophe, die etwas besser gefeilt war.

Aber der Mann, der dort saß, beachtete Nichts davon. Das trübe Licht, der düstere Anblick des Zimmers konnte keinen Eindruck auf seinen Geist hervorbringen und die Dunkelheit in seinem Innern noch dunkler machen. Doch achtete er nicht viel auf seine Umgebung. Sein Geist war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, woran auch das Gefühl Antheil nahm — und wenn auch nicht todt, schlummerte er für die äußere Welt. Selbst seine geliebten Wälder und Ströme, die frische Luft und der freie Himmel war zur Zeit vergessen. Er überdachte bei sich selber eine schwer zu lösende Gewissensfrage.

Er war ein so tapferer Mann; wie nur je einer lebte — er hatte sich während seines ganzen Lebens an vielfache Gefahren gewöhnt und war denselben furchtlos entgegengegangen. Wenn man ihn um Mitternacht in den Wäldern erweckt hätte, würde man

ihn bereit gefunden haben. Hätte man sein Ohr mit der Trommel oder dem Kriegsgeschrei betäubt, so würde man ihn doch nicht erschreckt haben. Er blinzelte nicht bei dem Donner der Kanonen oder bei dem Schimmer der Blitze. Und doch war die Liebe zum Leben stark in ihm. Er hatte so viele Freuden in der glänzenden Schatzkammer der Natur; für seinen einfachen, wilden Geschmack gab es so viele Vergnügungen in der weiten Welt, daß es sehr hart war, sich von ihnen zu trennen.

Er hatte nie bis zu der Stunde gewußt, wie schätzbar das irdische Dasein für ihn sei oder wie ganz anders, es bei einem kühnen Wagniß aufs Spiel zu setzen oder es in der unbesonnenen Leidenschaft, in der Täuschung oder Verzweiflung wegzuwerfen, als es ruhig und bedächtig zum Opfer darzubringen, welches auch der Zweck, der Antrieb oder die Pflicht sein möge.

Welches war die Gewissensfrage, die er sich vorlegte? Einfach diese: Ob er einen Anderen für seine Handlung sterben lassen oder sich nicht nur der Gefahr, sondern dem Tode preisgeben solle?

Einige Menschen von enthusiastischem Geiste und großer angeborener Furchtlosigkeit möchten die Sache sogleich entschieden und sich in dem ersten Impulse einer aufgeregten Natur unter das aufgehobene Tomahawk geworfen haben, um ihren unschuldigen Freund

zu retten. Aber er war kein solcher und ich will ihn nicht als einen solchen darstellen. Er war kein Mann, der etwas ohne Ueberlegung oder Berechnung that, obgleich er nach dem Laufe dieser Welt so großmüthig war, wie die meisten Menschen. Alle seine Gewohnheiten — so wie sein früherer Lebenslauf — machten ihn zu sorgfältigem Nachdenken geneigt. Jeden Tag hatte er Wachsamkeit, jede Stunde Vorsicht angewendet. Das Leben in den Wäldern war in jenen Tagen ein Leben der Gefahr und Vorbereitung, wo der Vorbedacht sehr rasch sein mochte, aber immer nöthig war.

Und nun verhandelte er die Frage bei sich selber:

Konnte er weiter leben und Walter Prevost anstatt seiner sterben lassen?

Es wurden starke Gründe auf beiden Seiten angeführt. Aber die Liebe zum Leben war die schlaueste, wenn gleich die Großmuth die beredteste Vertheidigerin.

„Armer Junge!" dachte er, „warum sollte er für das sterben, was ich gethan habe? Warum sollte er so früh von den Hoffnungen und Segnungen des Lebens ausgeschlossen werden? Warum sollten seines Vaters Augen mit Thränen erfüllt und seiner Schwester Herz von Kummer gequält werden, wenn ich ihnen Alles ersparen kann? Und er, so bieder und edel — so voll freundlicher Gefühle und hoher Eigenschaften — so tapfer — so redlich, so unbefangen — so

treuherzig! unschuldig auch an jedem Vergehen — völlig unschuldig in diesem Falle!"

Aber dann sprach das Selbst:

„Bin ich nicht auch unschuldig — ebenso unschuldig wie er? That ich dem Manne je etwas zu Leide? Reizte ich den Wilden? Tödtete ich ihn nicht zur Selbstvertheidigung? Und soll ich das Leben, welches ich damals mit Recht auf Kosten des Lebens eines anderen menschlichen Wesens vertheidigte, aufopfern, weil eine Rotte wilder Indianer, unvernünftiger, blutdürstiger Wilder ihrem Gott der Rache ein grausames Opfer darbringen will und ein Schlachtopfer gefunden hat?"

„Dennoch," fuhr er fort, indem er die Sache wieder von der andern Seite ansah, „wird meiner Handlung wegen das Opfer dargebracht, und wenn ein Opfer stattfinden muß, sollte ich nicht selber das Schlachtopfer sein? Ueberdies, wäre ein werthloses Leben in Gefahr — wäre es das eines verzweifelten Landstreichers — eines Verbrechers — eines Menschen ohne Verbindungen, ohne Freundschaft oder Neigungen — so könnte man ihn vielleicht ohne Reue seinem Schicksal überlassen. Aber dieser arme Junge — wie viele Hoffnungen sind auf ihn gegründet! Was wird nicht seine Familie — was die Welt verlieren? Und ich — wer bin ich, daß mein Leben sollte gegen das seine abgewogen werden? Ist er nicht auch

mein Freund und der Sohn meines Freundes, der immer von Freundlichkeit und Achtung für mich erfüllt gewesen?

Sein Entschluß war beinahe gefaßt; aber der listige Vertheidiger, der im offenen Streite geschlagen war, versuchte eine List.

„Es ist seltsam," dachte er, „daß diese Indianer und besonders ihr Häuptling einen Jüngling gewählt haben, mit dem sie immer so freundschaftlich gewesen und den sie als ihren Bruder betrachtet, da sie doch ein anderes Schlachtopfer hätten finden können. Sollte dies eine Probe von ihrer wilden List sein? Sie wissen, wie sehr ich den Jungen liebe und wie viele Freundschaft mir sein Vater erwiesen hat. Sollten sie ihn nur als eine Lockspeise für ihre Falle anwenden, ohne die wirkliche Absicht, ihn zu opfern, und nur in der Hoffnung, mich in ihre Gewalt zu bekommen?"

Auf den ersten Blick schien die Annahme vernünftig, und er war geneigt, sich Glück zu wünschen, daß er nicht übereilt in die Falle gegangen.

„Wie würden sie triumphirt haben," dachte er, „wenn ich meinen Kopf unter das Beil gebracht hätte!"

Aber seine Kenntniß von dem indianischen Charakter enttäuschte ihn bald. Er wußte, daß sie sich in solchen Fällen immer ein Opfer sicherten, und je

näher und theurer es dem Beleidiger war, desto besser für ihren Zweck — zuerst der Beleidiger selber — dann ein Verwandter — dann ein Freund — und er beseitigte die Selbsttäuschung.

Aber die Liebe zum Leben war noch nicht ganz überwunden, obgleich sie genöthigt wurde, eine andere Richtung anzunehmen. Gab es keinen Mittelweg, den er einschlagen konnte? War es durchaus nothwendig, daß er sein eigenes Leben aufopferte, um Walter Prevost's Leben zu retten? Konnte sein Zweck nicht erreicht werden, ohne daß er sich den Wilden auslieferte? Konnte nicht irgend Jemand anders in ihre Hände fallen? Konnte der Jüngling nicht durch ein kühnes Wagniß gerettet werden? Dies war der einleuchtendste Einfall von allen, aber der, welcher ihn am meisten beunruhigte. Er hatte so viele Versuche in seinem eigenen Herzen entdeckt, sie selbst zu täuschen, daß er fürchtete, er möchte sich auch jetzt täuschen, und sein Geist wurde von Zweifeln verwirrt und beunruhigt.

Er legte sich in seinen Kleidern zu Bette, konnte aber nicht schlafen, ehe er einen Entschluß gefaßt hatte; und wieder aufstehend, drückte er seine Hände an seine schmerzenden Schläfen und beschloß das Selbst ganz von der Frage auszuschließen — sie anzusehen, als betreffe sie eine ganz andere Person, als Walter Prevost, und demnach zu urtheilen.

Dieser Plan gelang. Er trennte die Wahrheit von der Unwahrheit und kam zu dem Schlusse, daß es Thorheit sein würde zu gehen und sich dem gewissen Tode auszuliefern, so lange noch eine Wahrscheinlichkeit vorhanden sei, seinen jungen Freund durch ein anderes Mittel zu retten; daß es aber recht sei, es zu thun, wenn alles Andere fehlschlage, und daß er die Wahrscheinlichkeit, ihn durch das endliche Opfer zu retten, nicht durch unbesonnene und ungewisse Bemühungen vereiteln dürfe.

Er entschloß sich daher, ungeachtet jeder Gefahr, das indianische Gebiet zu betreten, sich zu verbergen so gut er könne, die Indianer zu beobachten, wie er ein wildes Thier beobachten würde, und auf jeden Fall und jede Entscheidung bereit zu sein.

Als dieser Entschluß endlich gefaßt war, legte er sich nieder und schlief ein.

Siebentes Kapitel.

Und wie ging Editha's Reise vor sich? Wünscht der Leser, daß ich bei den Einzelnheiten verweile und davon rede, als habe sie einen Morgenspaziergang gemacht, jeden Vogel, jede Blume, jedes Insect, jedes ebene Thal und jeden steilen Felsen beobachtet? Oder soll ich sie als ein lebendes Bild darstellen, wie sie ihr erschien, als sie beendet war, wegen ihrer außerordentlichen Schnelligkeit zusammengedrängt und nur von einem Punkte aus am Ende gesehen? Wir wollen den letzteren Plan wählen, obgleich es leicht sein würde, dieses Buch durch umständliche Beschreibungen und vorübergehende Panoramas, wie die Kritiker sie lieben, zu erweitern.

Aber es ist mein Zweck, nur bei Ereignissen zu verweilen, die auf das endliche Schicksal der vorzüg=

lichsten Charaktere einwirken und nicht auf eine umständliche Schilderung einzelner Nebenumstände hinzuarbeiten.

Sie kam wohlbehalten an ihrem Bestimmungsorte an; doch ihre Reise war für sie ein Gegenstand von großem Interesse, und als sie beendet war, blickte sie darauf zurück, wie auf ein Gemälde voll schöner und angenehmer Dinge.

In einem Canoe von Baumrinde über die gläserne Oberfläche der Seen, welche jede Färbung der Kräuter, der Bäume, des Himmels und der Berge abspiegelte, dahingleitend, über helle und schimmernde Ströme, zuweilen unter überhängenden Büschen, zuweilen unter dem reinen blauen Auge des Himmels, oft kämpfend mit einer Strömung, oft am Ufer hinfahrend, um einem Wasserfalle auszuweichen, zuweilen durch die von Herbstfarben glühenden Wälder dahinschreitend, oft von einer Anzahl Indianer umgeben, wovon jeder der Adoptivtochter des großen Oneidahäuptlings still und lebhaft diente, dann wieder allein mit ihren beiden dunklen Begleitern im tiefen Walde, bald das wilde Geheul des mitternächtlichen Wolfes, bald das durchdringende Geschrei des Falken und der Dohle, bald die indianische Hütte oder Burg, wie die Irokesen ihre Wohnungen nennen, dann das braune Dach der herbstlichen Wälder — dies waren die Haupterscheinungen auf ihrer Reise.

Noch unter der sicheren Leitung und mit dem lebhaften Beistande der beiden Neger ging sie mit außerordentlicher Schnelligkeit vorwärts und ließ eine Meile nach der anderen hinter sich. Es schien fast wie ein angenehmer Traum oder würde sich ihr so dargestellt haben, hätte sie je die traurigen Umstände, die sie dorthin führten, aus ihrem Geiste verbannen können. So aber war die beständige Veränderung des Orts und der Scene, der Wechsel der Gegenstände, die immerwährende Folge neuer Gegenstände von Interesse, die an sich unbedeutenden, aber für sie wichtigen Ereignisse, die ihren Fortschritt erleichterten oder verzögerten, waren alle eine Unterhaltung für ihren schwer gedrückten Geist, und sie erreichte das Gebiet der Oneidas weniger niedergeschlagen, als sie ihre Heimath verlassen hatte.

Eine Ursache des Gefühls der erneuerten Stärke, welches sie empfand, war die Erneuerung der Hoffnung wegen des Benehmens der Indianer, welchen sie begegnete. Sie fand, daß sie selbst unter den Mohawks als die Adoptivtochter des großen Oneidahäuptlings bekannt war, und es leuchtete ein, daß er bei seiner Rückkehr von Johnson's Burg die Kunde überall verbreitet habe, daß er die Tochter des blassen Gesichts, Prevost, adoptirt habe. Es liegt auch immer etwas in dem Umstande, daß man ein Unternehmen wirklich begonnen hat, was uns Muth ver-

leiht, es bis ans Ende zu verfolgen. Während wir dastehen und es aus der Ferne betrachten, unentschlossen, ob wir es beginnen sollen oder nicht, werden die Schwierigkeiten vergrößert — die Geistesfähigkeiten verdunkelt — Felsen und Abgründe erheben sich drohend vor unserer Phantasie, während die kleinen Pfade, vermöge welcher sie überstiegen werden können, nicht zu sehen sind.

Der Tag hatte noch eine Stunde zu leben, als Editha sich der sogenannten Burg der Oneidas näherte. Wigwam ist der gewöhnliche Name für alle indianische Dörfer, womit man den Begriff der Unbedeutsamkeit und eines völlig wilden Zustandes verbindet, den die vorzüglichsten Wohnorte der fünf Nationen durchaus nicht verdienten. Die meisten waren dem sehr ähnlich, welchem Editha sich jetzt näherte. Es war auf einer geringen Erhöhung in der Nähe des Sees und eines mächtigen Felsens erbaut; denn die Oneidas hatten immer gern in der Nähe ihrer Wohnung einen Gegenstand, der auf ihre Lieblingsbenennung „die Kinder des Steins“ hindeutete.

Die Burg war von hohen Pallisaden umgeben, die einen beträchtlichen Raum einschlossen, wo die Hütten der Indianer errichtet waren. Beträchtlich über die anderen ragten zwei hölzerne Häuser hinweg, woran die europäische Arbeit deutlich zu bemerken war. Das eine war ein großes längliches Gebäude mit ei=

nem Schindeldache gleich denen der englischen Ansiedler. Es bestand in zwei Stockwerken und in dem oberen waren regelmäßige Fenster zu sehen. In dem unteren Stockwerk befanden sich aber keine und das Licht wurde durch die Thür eingelassen. Dieses untere Stockwerk war indessen mit tannenen Bretern gedielt und durch einen Vorhang in zwei gleiche Theile getheilt.

Das andere Gebäude hatte das Ansehen einer kleinen Kirche mit einer daran gebauten Hütte, worin der Missionair Gore wohnte. Das Dorf oder die Burg war von weiten, wohl cultivirten Feldern umgeben, die in der letzten Zeit Mais und andere Feldfrüchte getragen hatten. Der mit den gegenwärtigen Sitten der Indianer bekannte Leser mag sich nicht wundern, daß zu jener Zeit unter den rauhen Bewohnern des Waldes die Landwirthschaft ausgeübt wurde; denn zur Schande der civilisirten Menschen müssen wir sagen, daß die Indianer durch den Verkehr mit den weißen Eindringlingen in ihr Land in geselliger Hinsicht viel verloren und in religiöser Hinsicht wenig gewonnen haben. Die Last der trostlosen Verzweiflung und ein krankhaftes Gefühl der Ueberlegenheit des weißen Geschlechts, scheint einen Unternehmungsgeist darniedergedrückt zu haben, welcher früher geeignet schien, das Volk aus seinem heruntergekommenen Zustande zu erheben und es wieder auf eine

Stufe zu versetzen, die es wahrscheinlich zu einer Zeit eingenommen.

Wie wir beschrieben haben, war indessen das Ansehen eines großen indianischen Dorfes im Jahre 1757, und aus den Angaben manches Augenzeugen erfahren wir, daß der wilde Jäger des Waldes, der rüstige Kämpfer in der Schlacht in seinen ruhigeren Augenblicken durchaus nicht unempfindlich für die vielen Vortheile und Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens war. Doch wir weigerten uns, sie auf dem Wege weiter zu führen; wir wendeten ihr Blut und ihre Kräfte zu unserem Dienste an; wir hatten Vortheil von ihrer wilden Barbarei, und anstatt ihnen, so lange es möglich war, die Künste des Friedens und die Wohlthaten der Cultur zu Theil werden zu lassen, versahen wir sie mit dem Feuerwasser, steckten sie mit unseren Lastern an und brachten sie moralisch, physisch und geistig herunter. Groß war unser Vergehen an unseren Mitmenschen — groß mußte die Sünde in den Augen eines gerechten Gottes sein.

Der Wald war verschwunden; Alles, was man sah, erschien in grauen Massen in der fernen Landschaft. Das purpurne Licht des Abends, welches jeden Augenblick dunkler wurde, so wie der Tag sich neigte, verbreitete sich über die ganze Scene und spiegelte sich auf der Oberfläche des Sees ab. Manches leichte Canoe fuhr über das Wasser dahin — man-

ches lag bewegungslos da, während der indianische Fischer seine Beschäftigung fortsetzte. Der blaue Rauch stieg aus den Thüren mehrerer Hütten innerhalb der Einzäunung hoch und gerade in die ruhige Luft empor, und von den Maisfeldern draußen hörte man die lieblichen, musikalischen Stimmen der Kinder, während die junge Bevölkerung des Dorfes hier und dorthin wanderte und die zerstreuten Kornähren auflas, die bei der wenig sorgfältigen Ernte liegen geblieben waren. An einem Orte hörte man sogar ein Lied; und die ganze Scene, anstatt rohen Barbarismus und wilde Leidenschaft zu zeigen, stellte ruhigen häuslichen Frieden dar, wie er selten in den gewöhnlichen, aber übertriebenen Beschreibungen des indianischen Lebens geschildert wird. Es dürfte besser meinem Zwecke entsprechen, es anders zu beschreiben; aber so finde ich es, und so muß es bleiben.

Selbst Editha war überrascht, Otaitsa's Heimath so verschieden von den Beschreibungen der wandernden Händler zu finden, die, während sie im Handelsverkehr mit den Stämmen standen, eine halbe Feindschaft gegen die Indianer hegten, sie als blutdürstige Wilde darstellten und sie betrogen, wo sie konnten.

Langsam zwischen ihren beiden schwarzen Begleitern einhergehend — denn sie war von einem ungewöhnlichen weiten Marsche ermüdet — näherte sich

Editha den offenen Thoren der Burg und fand beim Eintreten keinen Widerstand. Ein großer, schöner Krieger im vollständigen indianischen Costüm und von einem civilisirten Manne nur durch den geschornen Kopf und die bedeutungsvolle Scalplocke ausgezeichnet, kam heraus. Sein Schritt war stattlich und ruhig, seine Miene ernst und gesetzt. Zweimal richtete er seine Augen mit einem Blicke der Ueberraschung und Bewunderung auf Editha's Gesicht, doch nahm er keine weitere Notiz von ihr und ging vorüber.

Er war die einzige Person, die sie beim Eintreten in das Dorf erblickte, bis sie an vielen Hütten vorüberkam, wo Frauen und Kinder thätig beschäftigt zu sehen waren, und endlich die Thür des vorzüglichsten Hauses erblickte, wo eine Figur am Boden saß und sich mit einer Stickerei beschäftigte, worin die indianischen Frauen sich so sehr auszeichnen. Es war eine Figur, die sie sehr wohl kannte, und die ruhige Miene und die unbefangene Grazie, so wie die stille und friedliche Beschäftigung zeigten Editha sogleich, daß sie nicht geirrt, als sie geglaubt, daß Otaitsa gänzlich unbekannt mit der Gefahr einer ihnen Beiden so theuren Person sei.

Als sie näher kam, hörte sie, daß das Indianermädchen in ihrer glücklichen Unwissenheit ein liebliches aber klagendes Lied singe, und im nächsten Augenblick schaute Otaitsa auf und erblickte drei Fi=

guren und bemerkte sogleich, daß sie nicht ihrem Volke angehörten. Anfangs erkannte sie Editha in ihrer indianischen Kleidung nicht; als sie sie aber erkannte, war die hervorgebrachte Gemüthsbewegung mehr die des Schreckens, als der Freude. Sie fühlte sogleich, daß ein großes und wichtiges Ereigniß — ein gefahrvoller oder schrecklicher Vorfall Editha dorthin geführt haben müsse. Die schönen Lippen öffneten sich mit einer zitternden Bewegung; das große dunkle Auge von indianischer Farbe, aber europäischer Form wurde ängstlich; die rosige Farbe ihrer Wange, die ihr wahrscheinlich den Namen Blüthe verschafft hatte, schwand dahin und Blässe verbreitete sich über die klare braune Haut.

Aufspringend, warf sie die Stickerei von sich, eilte vorwärts und umarmte Editha. Dann, als ihr Kopf auf der Schulter ihrer schönen Freundin ruhte, fragte sie leise:

„Was giebt's, meine Schwester? Es muß ein Ungewitter am Himmel — es müssen Blitze in der Wolke sein! Welcher Sturmwind hat meine Schwester hiehergeweht? Welche Fluth des Kummers hat Editha zu Otaitsa geführt?“

„Still!“ rief Editha in leisem Tone, denn es waren noch einige andere indianische Frauen in der Nähe. „Ich will es meiner Schwester sagen, wenn keine andere Ohren, als die ihrigen, es hören kön-

nen. Es ist freilich ein Ungewitter am Himmel. Der Fichtenbaum ist über die Schwelle meines Vaters gefallen und wir sind traurig, weil wir fürchten, das Beil der Holzhauer möchte die grünen Aeste abhauen. Kann ich bald und insgeheim mit der Blüthe reden?"

„Augenblicklich," antwortete Otaitsa. „Die Krieger sind alle auf drei Tage ausgezogen, um den Bären und das Moosethier zu jagen. Es sind nur drei Männer des Krieges in der Burg, und warum sie jetzt Weiber sind und nicht mit den Uebrigen auf die Jagd gehen, kann ich nicht sagen. Aber sie sind wenig innerhalb der Pallisaden — sie gehen täglich hinaus und bleiben lange abwesend. Laß uns hineingehen, meine Schwester; denn wenn auch wenige hier die Sprache verstehen, die wir reden, so ist es doch besser, auch den Wind uns nicht hören zu lassen."

„Können einige von den Frauen diese beiden Neger mit Nahrung und Wohnung versehen?" fragte Editha. „Sie sind wohl gewarnt und wissen, daß ein Leben von ihrem Schweigen abhängt."

Otaitsa rief eine ältliche Indianerin, die in der Thür einer nahen Hütte mit Kochen beschäftigt war, herbei und übergab Chando und seine Begleiterin ihrer Fürsorge. Dann wendete sie sich zu Editha und sagte:

„Komm, meine Schwester."

Aber ehe sie in das Gebäude traten, fragte Editha, ob Herr Gore nicht da sei, und fügte hinzu: „Vielleicht könnte er uns Rath ertheilen.“

„Mein Vater schickte ihn vor einigen Tagen fort,“ antwortete Otaitsa; „er wird in einem Monat nicht zurück sein, vielleicht noch länger nicht. Ich denke, er schickte ihn fort, um ihn vor der Gefahr zu sichern.“

„Ach!“ rief Editha, „daß die Gefahr sich auch über Andere erstrecken mußte!“

„Ach! ach!“ rief Otaitsa.

Und Editha fühlte, wie ihre Hand zitterte, als sie sie in das Gebäude führte.

Achtes Kapitel.

Eine Treppe — unförmlich genug, aber doch immer eine Treppe — führte von dem mehr scheunenartigen unteren Theile des Gebäudes zu dem oberen Stock; und hierin zeigte sich der erste Unterschied zwischen diesem Hause und der Burg des jüngeren König Hendrick, obgleich beide von europäischen Arbeitern erbaut waren und die des König Hendrick auf Kosten der britischen Regierung, was bei der Wohnung des Oneidahäuptlings nicht der Fall war. Sobald man aber den oberen Stock erreichte, wurde der Unterschied deutlicher und auffallender, denn er war in besondere Zimmer mit regelmäßigen Thüren abgetheilt.

Als Editha in Otaitsa's Zimmer trat, bemerkte sie sogleich eine Hinneigung zu europäischen Gewohnheiten. Die Stühle, Tische, Schreibmaterialien und

das Bett waren von roher Arbeit, aber immerhin sehr richtige Nachahmungen, und nicht ohne einen gewissen einfachen Schmuck. An hölzernen Pflöcken, die man in die Wand geschlagen, hingen Zeichnungen, einige mit Bleistift, andere colorirt, aber alle sehr verschieden von dem bunten Tand, den die Hausirer in späteren Zeiten als Gegenstände des Tausches auf das indianische Gebiet brachten.

Als Editha's Auge sich im Zimmer umsah, erhielt sie einen allgemeinen Eindruck von allen diesen Dingen; aber ihr Geist war zu voll von tieferen und traurigeren Gedanken, um selbst der Neugierde zu gestatten, ihn auch nur auf einen Augenblick von seiner Richtung abzulenken.

„Es ist Niemand hier in den anderen Zimmern," sagte Otaitsa. „Niemand kommt diese Treppe herauf, als ich und mein Vater. Nun, Editha, sprich; denn Otaitsa's Herz ist schwer und ihr Geist sehr darnieder gebeugt. Haben sie Deinen Vater gefangen genommen?"

„Nein, o nein!" antwortete Editha; „aber Einen, der mir ebenso theuer ist."

Dann erzählte sie kurz Alles, was geschehen war, und bereitete das indianische Mädchen auf die Nachricht vor, wovon sie fürchtete, daß sie sie sehr ergreifen werde. Aber Otaitsa errieth die ganze Wahrheit ebenso bald, wie die Worte ausgesprochen wurden.

Sie wurde viel heftiger ergriffen, als Editha erwartet hatte. Sie warf sich ihrer schönen Freundin um den Hals und weinte laut.

„Er war mein, Editha," rief sie in dem vollen Vertrauen des Kummers. „Er war mein — mein Verlobter — mein Geliebter! Und sie haben es vor mir verborgen — vor allen indianischen Frauen hier verborgen; denn sie wußten, daß alle in dem ganzen Stamme ihn liebten — wenn auch nicht so sehr, wie ich. Wo war die arme Wanderin mit ihrem Kinde auf dem Rücken, die an Eurem Hause vorüberkam und keine freundliche Gabe von Walter Prevost erhielt? — Wo war das Indianermädchen, welches sagen konnte, daß er sie nicht mit ebenso freundlicher Milde behandelte, wie die höchste, weiße Dame im Lande? Er war der Baum, welcher aufgewachsen, um die Hütte des Waldbewohners zu schützen und kühlen Schatten zu gewähren in den Tagen des Sommers und abgehauen und verbrannt zu werden, wenn die Winterwinde durch die kahlen Zweige pfeifen. O mein Bruder — mein Bruder! Hart ist die Vergeltung und schlecht das Maß, womit sie messen! Aber soll Otaitsa dies zugeben?" rief sie aufstehend und ihre Arme heftig bewegend. „Soll der schwarze Adler gestatten, daß die Raben seinem Lieblinge die Augen aushacken? Nein, meine Schwester, nein! Sie sollen erst Otaitsa's Blut nehmen — sie

sollen die Blüthe von dem alten Busche herunterschütteln, der nicht mehr im Stande ist, sie vor den Winden des Himmels zu beschirmen. Wenn der schwarze Adler den Gatten seiner Tochter nicht mehr beschützen kann, so mag er das Tomahawk wegwerfen — die Büchse niederlegen und ein Weib sein unter den Häuptlingen seines Volks!"

Es war einige Minuten lang unmöglich, Otaitsa's heftigen Ausbruch des leidenschaftlichen Kummers zu hemmen; aber endlich gelang es Editha, sie einigermaßen zu beruhigen, indem sie sie bat, ihre Aufregung und ihren Zorn zu beseitigen und alle ihre Gedanken auf die Betrachtung zu richten, durch welches Mittel man entdecken könne, wohin man Walter gebracht und wie man ihn aus der Gefahr befreien könne, in die man ihn versetzt habe.

Sobald Otaitsa aber zuhören konnte, oder vielmehr, sobald sie den Sinn von Editha's Worten verstand und ihre Bedeutung schätzte, ist es wunderbar, wie bald sie ruhig wurde und jede Anstrengung und Kraft ihres Geistes auf den einen großen Gegenstand vor ihr richtete. Genug von dem indianischen Blut floß in ihren Adern — genug von indianischen Eigenthümlichkeiten hatte sie in ihrer frühen Jugend angenommen, um ihr einen Theil von jener starken, stoischen Selbstbeherrschung mitzutheilen, wodurch sich die indianischen Krieger mehr als die Frauen dieses

Stammes auszeichnen. Der erste Ausbruch des Kummers und Unwillens zeigte das Weib und vielleicht in gewissem Grade nicht die ächte Indianerin. Anfangs verharrte sie zwei oder drei Minuten in völligem Schweigen, indem sie alle Umstände in ihrem Geiste überlegte und jeden Zufall berechnete. Dann sagte sie:

„Das Erste, was Du zu thun hast, liebe Editha, ist, zu Deinem armen Vater zurückzukehren — nicht als wärest Du hier in irgend einer Gefahr; aber es dürfte gut sein, daß, wenn möglich, Niemand erführe, daß Du bei mir gewesen, wenigstens bis ich entdeckt habe, wo sie unseren armen Bruder verborgen haben. Die Frauen hier wollen mir alle beistehen und kein Wort wird über ihre Lippen kommen, wenn ich es nicht wünsche; denn wenn auch die Männer sehr schlau zu sein glauben, indem sie die Geheimnisse der Nation vor ihren Frauen und Töchtern verbergen, so können doch die Frauen auch ebenso entschlossen und verschwiegen sein. Auf jeden Fall, mag nun Deine Ankunft bekannt werden oder nicht, würde es besser sein, wenn Du vor der Rückkehr des Häuptlings abreistest. Sie sagten, sie wollten auf die Jagd gehen; aber um den schwarzen Bären, den braunen Hirsch oder den weißen Mann zu jagen, ist sehr zweifelhaft, liebe Editha. Auf jeden Fall werden sie den Zweck Deines Kommens nicht erfahren. Sie kön-

nen und werden wahrscheinlich vermuthen, daß Du hierhergekommen, um Dich nach Deinem Bruder zu erkundigen, da sie aber wissen, daß ich mit seiner Gefangennahme unbekannt gewesen und auch jetzt noch nicht weiß, wo sie ihn verborgen halten, so werden sie denken, daß Du getäuscht und kummervoll davongegangen und mich unbeobachtet lassen, zu handeln, wie ich will."

„Aber kann ich Nichts thun, um Dir zu helfen?" fragte Editha. „Bedenke, theuerste Blüthe, was es heißt, in Unthätigkeit und Unwissenheit zu bleiben, während das Schicksal einer so nahen und theuren Person auf der Waage steht."

„Du sollst nicht in Unwissenheit bleiben, liebe Editha," versetzte Otaitsa. „Bei jeder möglichen Gelegenheit — und deren werden sich schon viele finden — soll meine Schwester erfahren, was die Blüthe thut, und wenn Du auf irgend eine Weise helfen kannst, so sollst Du augenblicklich Nachricht haben. Für jetzt weiß ich nicht, was sich thun läßt, um unsern Walter aus der Gewalt der Schlange zu retten. Ich weiß auch nicht, wozu sie sich entschlossen haben, oder ob sie überhaupt zu einer Entscheidung gekommen sind, und ich habe viel zu bedenken und viel zu thun. Ich muß Leute aufsuchen, in die ich Vertrauen setzen kann; ich muß viele Personen anwenden, um mir Auskunft zu verschaffen; einige muß ich erkaufen, an=

dere um Rath fragen und dann beurtheilen, was sich thun läßt. Du kannst heute hier bleiben, meine Editha; aber morgen mußt Du wieder nach Hause eilen. Aber halte Dich überzeugt, mein Volk soll wissen, daß Otaitsa sterben will, wenn Walter sterben muß."

„Das ist kein Trost," rief Editha, sie mit Thränen in den Augen umarmend; „o! stoße keine unbesonnene Drohung aus, liebe Blüthe. Bedenke, daß Du eine Christin bist, und viele Dinge sind den Christen als eine Sünde verboten, die von heidnischen Nationen als Tugenden betrachtet werden."

„Keine Drohung kann unbesonnen, keine Drohung kann eine Sünde sein, die das Leben eines Unschuldigen, Guten und Edlen retten kann," antwortete Otaitsa. „Ich möchte nicht vorsätzlich fehlen, meine Schwester; aber mein Herz ist für Gott offen, und er wird mich gnädig richten, da er meine Beweggründe sieht. Und nun, liebe Schwester, setze Dich hier nieder und ich will Dir Speisen schicken, wie wir arme Indianer sie essen. Ich selber werde eine Zeitlang ausbleiben, denn es ist keine Zeit zu verlieren; aber ich werde sobald wie möglich zurückkehren, und ehe Du gehst, sollst Du Alles erfahren, was geschehen ist. Verstehen diese Schwarzen, die Dich begleiten, die indianische Sprache?"

„Einer von ihnen versteht sie freilich," entgegnete Editha; „das heißt die Sprache der Mohawks."

„Es ist dieselbe,“ entgegnete Otaitsa, „oder beinahe dieselbe. Wir haben sie vielleicht ein wenig verändert; aber wer eine von den Sprachen der fünf Nationen versteht, der versteht alle. Ist es der Mann oder die Frau? Und können wir trauen?“

„Es ist der Mann,“ antwortete Editha, „und ich glaube, daß man ihm trauen kann.“

„Da will ich gehen,“ sagte Otaitsa. Und Editha verlassend, stieg sie zu dem untern Zimmer hinunter und ging dann zu den indianischen Hütten, wo sie gewöhnlich einige Augenblicke vor denjenigen verweilte, vor welchen eine hohe Stange zu sehen war, woran die gräßlichen Siegeszeichen hingen, womit die Indianer den Tod eines Feindes zu bezeichnen pflegten.

Seltsam genug, daß der entsetzliche Anblick menschlicher Scalps, von der Sonne und dem Winde getrocknet, keinen Ekel oder Entsetzen bei einer Person hervorzubringen schienen, die von Jugend auf im Christenthum erzogen worden war und manche von denen ihres Volks verschiedene Ansichten eingesogen hatte. Sie sah dieselben freilich kaum und betrachtete die Stange und ihre grausamen Siegeszeichen nur als eine Andeutung, daß ein berühmter Krieger des Stammes dort wohne.

Editha blieb inzwischen eine Zeitlang in traurigem Nachdenken zurück. Während ihrer raschen Reise aus der Nachbarschaft des Hudson bis zum Oneida-

see hatte sie wenig Zeit zum Nachdenken gehabt. Es war ihr fast wie ein Traum voll verwirrter Gegenstände und Gefühle vorgekommen, doch hatte sie wenig darüber nachgedacht.

Die Sonne begann jetzt hinter dem westlichen Ende des Sees zu verschwinden, doch stand sie noch weit genug über der sanften Erhöhung des Bodens, um einen langen Strom hellen Lichts über das ruhige Wasser zu ergießen, und Editha, welche in der Nähe des Fensters saß, blickte über die ruhige und schöne Scene mit jenem feierlichen Gefühl dahin — mit jenem Echo der Stimme aus der andern Welt — die sich in jedem gefühlvollen Herzen bei dem Tode eines neuen Tages zu erheben scheint. Es ist etwas dahingeschwunden! Etwas in die Ewigkeit übergegangen! Noch ein Tag fliegt auf seinen zwölf goldenen Flügeln zu dem Unendlichen und Unwiderruflichen hin und führt mit sich zu der dunklen Schatzkammer des Schicksals eine unendliche Masse und Menge von Thaten und Gedanken, Gefühlen, Verbrechen, Vergehungen, tugendhaften Handlungen, menschlichen Leidenschaften, Wünschen, Hoffnungen, Freuden, Leiden, Täuschungen und Bedauern — das Lächeln und die Thränen einer ganzen Welt mit dem scheidenden Tage dahingeschwunden. Traurig und feierlich ist jenes Gefühl. Es steht neben dem Sterbebette eines Freundes und sieht die matten Augen auf immer sich schließen.

Auf immer! Nein, nicht auf immer! Es giebt einen Morgen für Alle, wo ein neuer Tag anbrechen wird; und gut wäre es für Einige, wenn die Thaten des dahingeschwundenen Tages vergessen werden könnten.

Dennoch, obgleich wir wissen, daß ein anderer Tag anbrechen wird — so gewiß wie wir wissen, daß ein neues Leben kommen wird — liegt eine gewisse Hoffnungslosigkeit, obgleich das ein zu starkes Wort ist, in dem Anblick der sinkenden Sonne, die ihren scheidenden Blick auf die Welt wirft. Vielleicht ist es nicht Hoffnungslosigkeit; aber es ist etwas, was einem Theil von der Dämmerung in die Kammern des Herzens ergießt und das Licht der Hoffnung trübt, wenn auch nicht auslöscht.

Editha war traurig — sehr traurig, und sie fühlte, daß sie es noch mehr werde, als sie diese Scene ansah. Es verursachte ihr eine Empfindung der Einsamkeit, der hülflosen Heimathlosigkeit einer neuen wilden Welt, die dahin strebte, niederzudrücken und zu entnerven.

„Ich will noch hoffen; ich will nicht verzweifeln; ich will nur an Handlung und Anstrengung denken,“ sagte sie bei sich selber, stand auf und sah sich im Zimmer nach etwas um, womit sie ihren Geist beschäftigen und die Eindrücke entfernen könne, die ihre Thätigkeit zu lähmen schienen.

Es waren viele Dinge um sie her, die diesem Zwecke hätten entsprechen können und nur darum auffallend waren, weil sie an jenem Orte gefunden wurden: mehrere Bücher, ein kleines Nadelbuch, ein altes offenbar europäisches Stickmuster und ein altes Skizzenbuch mit einer Klammer und einem Schlosse. Es war offenbar viele Jahre alt und ein wenig beschmutzt, und auf der einen Seite waren zwei oder drei dunkle Flecken. Sie waren nicht von Dinte, denn es schimmerte eine röthliche Farbe durch die Schwärze hindurch.

Diese Gegenstände übergehend, wendeten sich Editha's Augen zu den Skizzen, die ringsherum in dem Zimmer hingen. Auf eine besonders fiel das von dem See zurückgeworfene Licht, als es durch das Fenster drang und Editha trat näher und betrachtete sie aufmerksam. Sie stellte den Kopf eines jungen Mannes von sieben und zwanzig oder dreißig Jahren dar und war gut, wenn auch nicht gerade meisterhaft dargestellt. Sie war nur mit Bleistift gezeichnet, aber sehr mühsam ausgeführt und Editha glaubte etwas sehr Bekanntes darin zu finden. Die Züge waren im Allgemeinen denen ihres Bruders Walter ähnlich — so ähnlich, daß sie sich anfangs einbildete, die Zeichnung solle seinen Kopf vorstellen; aber bei näherer Ansicht bemerkte sie, daß es der einer viel älteren Per=

son sei, und daß die Kleidung längst aus der Mode gekommen.

Sie betrachtete noch das Bild und beschäftigte sich mit den Fragen, woher diese Zeichnungen gekommen und ob Otaitsa sie selber verfertigt haben könne, als zwei Indianerinnen mit geräuschlosem Schritte eintraten und mehrere Gefäße mit verschiedenen Nahrungsmitteln vor sie hinstellten. Es war Alles sehr einfach; aber sie war sehr erschöpft, denn sie hatte seit einer frühen Stunde des Tages keine Speisen zu sich genommen, und die Bewirthung war ihr daher sehr erwünscht.

Die Frauen sprachen auch in der Irokesensprache mit ihr, und ihre leisen und lieblichen Stimmen, die gesangartig murmelten, waren ihrem Ohr angenehm. Sie hatte wenigstens Gesellschaft.

Ihre Worte waren auch freundlich und liebreich, und sie erfuhr von ihnen, daß Otaitsa, um den wahren Grund ihres Kommens zu verbergen, sich erkundigt habe, ob irgend Jemand Walter Prevost gesehen. Sie versicherten Editha, daß sie ihn nicht gesehen — daß er nicht in das Oneidagebiet habe kommen können, ohne daß ihn Jemand in der Burg gesehen. Ein blasses Gesicht, sagten sie, sei unter ihnen sehr selten; aber die Ankunft Walter Prevost's, den so viele kannten und liebten, würde sogleich bekannt geworden sein. Sie sagten, seine Abwesenheit aus

seiner Heimath wäre freilich auffallend, doch fügten sie lachend hinzu, junge Krieger liebten das Umherwandern, wie Editha erfahren werde wenn sie alt genug sei.

So saßen sie da und sprachen mit ihr, bis Otaitsa zurückkehrte, zündeten dann eine Lampe an und ließen die beiden Freundinnen mit einander allein.

Otaitsa war offenbar aufgeregt, obgleich sie sich bemühte es zu verbergen, wenn auch nicht zu unterdrücken; aber ihre Aufregung war durchaus freudig. Sie legte ihre kleine Hand auf Editha's Hand und drückte sie mit Wärme.

„Ich habe Freunde gefunden," sagte sie, „die für mich und mit mir handeln werden; meines Vaters Schwester, die meine Mutter kannte und liebte und welcher einige einen Zauber von dem großen Geiste zu schreiben, welcher macht, daß alle sie lieben und verehren — die Frau des Sachem vom Zeichen des Bären — die junge Braut des rennenden Hirsches — die Frau des grauen Wolfes — die Frau des Luchsfußes und viele Andere. Alle diese haben mir versprochen, mir beizustehen, was es auch kosten möge. Sie kennen Walter alle — sie haben ihn alle Bruder genannt und alle sind entschlossen, daß ihr Bruder nicht sterben soll. Aber ich muß zuerst für ihn handeln, liebe Editha," fuhr sie fort. Dann klatschte sie bei der Hoffnung, die ihr junges warmes

Herz erhellte, mit einem plötzlichen Ausbruch der Freude in die Hände und rief: „O! Und wenn ich ihn nur ganz allein retten könnte! — Wenn ich ihn nur durch meine eigene Handlung — ja durch mein Blut aus seinen Banden befreien könnte! Ei! Das wäre in der That eine Freude!"

Editha konnte kaum ihren Geist zu derselben Höhe der Hoffnung erheben; und dennoch fühlte sie sich beruhigter. Ihr Zweck war erfüllt. Otaitsa war mit Walters Gefahr bekannt und das lebhafte, begeisterte Mädchen beschäftigte sich schon thätig mit dem Bemühen, ihn zu befreien. Die junge Indianerin hatte auch eine Lebhaftigkeit und Energie an sich, die bei den unterdrückten Frauen ihres Stammes ungewöhnlich sind, die wahrscheinlich durch die unbegrenzte Nachsicht des Häuptlings, ihres Vaters, begünstigt wurden, und welche Hoffnung und glücklichen Erfolg zu athmen schienen. Es war unmöglich ihre lebhaften funkelnden Augen anzusehen, als der Gedanke, ihren jungen Geliebten allein zu befreien, sich ihrer bemächtigte, ohne zu glauben, daß, wenn seine Befreiung in der menschlichen Macht liege, sie dieselbe bewirken werde.

Editha fühlte, daß ihre Pflicht so weit gethan sei und daß ihre nächste Pflicht ihrem Vater gelte, der bis zu ihrer Rückkehr in peinlicher Besorgniß schweben mußte, so sicher er sie auch in den Händen

der Indianer halten mochte. Sie ging daher bereitwillig auf Otaitsa's Vorschlag ein, sich bei dem ersten Sonnenstrahle am nächsten Morgen auf den Weg zu machen, indem Otaitsa versprach, daß einige Indianerinnen sie eine Tagreise weit begleiten sollten und die durch ihre bessere Kenntniß des Landes, so wie durch ihre Geschicklichkeit in der Führung des Canoe ihren Fortschritt sehr beschleunigen würden.

Etwa eine Stunde brachten sie mit der Unterredung zu, die sich um einen einzigen Gegenstand drehte; und dann legten sich die beiden Mädchen nieder, hielten einander mit ihren Armen umschlungen und gaben sich dem Schlummer hin.

Neuntes Kapitel.

In derselben Nacht, welche Editha Prevost in dem großen Hause des schwarzen Adlers zubrachte, versammelten sich acht oder zehn wild aussehende Wilde, wenn wir sie so nennen können, um über eine große und wichtige Frage zu berathen. Der Ort, den sie zu ihrer Zusammenkunft bestimmt hatten, lag etwa zwanzig Meilen in gerader Linie von dem Oneidasee und stellte selbst bei Tage eine sehr schöne und großartige Scene dar.

Zu der Stunde ihrer Zusammenkunft aber, nämlich etwa vierzig Minuten nach Sonnenuntergang, waren die umgebenden Gegenstände von einem verschiedenen und angemeßneren Lichte erhellt. Ihr Berathungsfeuer war auf dem Gipfel einer großen flachen Steinmasse in einer sehr engen Schlucht angezün=

det worden, welche ein rauhes und bewaldetes Gebirge von einem Felsenvorsprunge trennte, der durch eine furchtbare Naturerschütterung von seiner ursprünglichen Kette losgerissen worden war. Die Breite dieser Spalte betrug an der weitesten Stelle vierzig Ellen und zu beiden Seiten befanden sich ungeheure Felsenmassen, die in chaotischer Verwirrung über einander gestürzt waren und den größeren Theil der Schlucht versperrten. Hinter diesen erhoben sich die gespaltenen Klippen rauh und ausgezackt gleich der Schärfe von zwei Sägen, deren Zähne in einander passen würden, wenn man sie zusammenhielte. Aber auf allen vorspringenden Punkten, selbst wo es unmöglich schien, daß nur die kleinste Pflanze Wurzel fassen könne, hatte sich ein hoher Baum erhoben und breitete seine Aeste aus, bis sie fast die an der entgegengesetzten Seite der Schlucht berührten, durch welche kein Strom sich ergoß; auch war keine Quelle hervorgebrochen, als das Erdbeben die festen Grundlagen des Gebirges zerrissen hatte; aber ein trockener, kurzer Rasen bedeckte alle unten angehäufte Erde.

Zwischen den großen Steinblöcken, die den Paß versperrten, erhoben sich überall, wo der Regen durchdringen konnte, hohe und schöne wilde Blumen, und an den freieren Stellen war der Grasteppich zur Frühlingszeit des Jahres mit mancher hübschen kleinen Blüthe übersäet. Hohe Fichten und rauhe

Schierlingstannen — einige gerade wie eine Säule, einige seltsam verschlungen und verwachsen — hohe Eichen und unzählige andere Bäume und Gesträuche bedeckten die weniger abschüssigen Ufer der Schlucht; und wenn man aufblickte, bemerkte man an den überhängenden Aesten, daß der Berggipfel in dichtes Gehölz gekleidet war.

Etwa halbwegs die Schlucht hinauf befand sich ein großer platter Stein — gleichsam ein natürlicher Altar — worauf die Indianer ihr Feuer angezündet hatten; und seltsam und wild war die Scene, als diese schwärzlichen Männer, wie zur Schlacht bewaffnet, aber nicht bemalt, im hellen Lichte umhersaßen, jeder seine Büchse auf dem Arme und still und bewegungslos, wie eine Statue, aus dem braunen Felsen gehauen.

Aufwärts erhob sich die hohe Flamme von dem großen Haufen dürren Holzes und sendete ein flackerndes Licht über die Bäume und Klippen dahin; doch mehrere Minuten lang regte sich und sprach Keiner. Jedes Auge war auf das Feuer gerichtet, nicht als beobachte man es als einen interessanten Gegenstand, sondern mit festem, gedankenvollem Blicke, welcher zeigte, daß der Geist mit anderen Dingen beschäftigt war; und es lag etwas sehr Ergreifendes und Ehrfurchtgebietendes in jenem strengen, kalten Schweigen.

Endlich begann der schwarze Adler zu reden,

ohne sich von seinem Sitze zu erheben — doch sprach er wenigstens zuerst. Sein Ton war leise und traurig, doch jedes Wort in den scharfen Kehllauten der Jerokesensprache, war klar und deutlich.

„Länger als funfzig Winter," sagte er, „bin ich in dem Lande der Oneidas umhergeflogen und mein Flügel ist nicht müde geworden in seinem Fluge, meine Augen sind nicht geblendet worden von dem Glanze der Sonne noch auch getrübt von dem Lichte des Mondes. Der Thau ist auf mich gefallen, die Sommersonne und der Winterschnee; und noch sind meine Federn unbeschädigt und mein Flug ist so stark wie in meiner Jugend. Ich bin kein Weib, daß ich mich schonen, kein Kind, daß ich weinen sollte. Wer hat eine Thräne in meinem Auge gesehen? oder wer hat mich das Tomahawk erheben sehen, um nicht zuzuschlagen? Habe ich etwas von meinen Kindern verlangt, als daß sie die Ersten sein sollen in der Schlacht? Habe ich je den Feinden der Kinder des Steines verziehen? Aber wir haben ein Bündniß geschlossen mit einer großen Nation; wir haben Geschenke von ihnen angenommen; wir haben versprochen, als Brüder mit ihnen zu leben in der Zeit des Friedens — als Brüder mit ihnen in die Schlacht zu gehen in der Zeit des Krieges. Unsere Kinder sind ihre Kinder und ihre Kinder sind die unseren. Ueberdies haben unsere Häuptlinge mit einigen

von dieser Nation engere Bande der Freundschaft geschlossen. Wir haben an ihren Feuern gesessen, wir haben mit einander die Friedenspfeife geraucht; wir sind ihre Brüder. Eine Familie kam und baute ihre Hütte unter uns, räumte den Wald ab und pflanzte Kornfelder. Ihre Thür war immer offen für die rothen Männer; ihre Nahrung wurde immer mit ihnen getheilt. Sie sagten nicht: „„dies ist mein und jenes ist Dein,"" sondern sie öffneten ihre Arme und sagten: „„Du bist mein Bruder."" Die Kinder des Stein's liebten sie sehr; sie waren dem schwarzen Adler theuer wie seine Kinder. Die Matte im Hause Prevost's war ein angenehmer Ruheplatz für sein Haupt, wenn er ermüdet war. Seine Tochter war wie meine Tochter und sein Sohn wie mein Blut und Fleisch.

„Ein Mann kam an seinen Heerd, den wir alle kennen, ein guter Mann, ein Freund des rothen Mannes. Sollte mein Bruder Prevost dem Woodchuck ein Nachtlager verweigern? Er ging fort und fern von dem Hause unseres Bruders begegnete ihm ein Oneida von dem Zeichen der Schildkröte, ein Mann, der ihn beraubt und dessen lügenhafte Zunge ihn verletzt hatte, eine Schlange, welche den haßte, den sie gebissen. Das Tomahawk war bloß; der Oneida wurde getödtet; aber der Mann nahm nicht seinen Scalp, er sang nicht den Trimphgesang, weil

er eines von den Kindern des Steines getödtet; er erschlug ihn nicht als einen Feind, sondern zur Selbstvertheidigung; sonst hätte er seinen Finger um die Scalplocke geschlungen und die Oneidas hätten eine Schmach zu betrauern gehabt. Es ist recht, daß Blut mit Blut vergolten werde, daß der Mann, der das Blut des rothen Mannes vergießt, für seine Handlung sterbe, und daß, wenn er oder einer seiner Verwandten nicht zu finden ist, ein anderer Mann seiner Nation zum Opfer dargebracht werde.

„Aber was habe ich gethan, daß der Sohn meines Bruders gewählt werde? Habe ich Euch so oft in die Schlacht geführt, habe ich meinen Kriegspfahl mit den Scalps Eurer Feinde bedeckt, auf daß der Baum, den ich gepflanzt, entwurzelt werde, während der Wald voll werthloser Schößlinge ist? War kein anderer weißer Mann im ganzen Lande zu finden, daß Ihr das Kind dessen nehmen mußtet, der uns liebte und uns vertraute? War ein Monat vergangen, ja, war auch nur eine Woche vergangen, daß Ihr wissen konntet, daß Niemand anders zu finden sei, als der Freund des schwarzen Adlers, den Ihr zu Eurem Opfer wählen konntet? Hattet Ihr Euch überzeugt, daß Ihr den Mörder selber nicht fangen und sein Blut als Sühne für das vergossene Blut nehmen konntet? Ist die Weisheit unseres Volkes dahin, gehört ihre List früheren Tagen an, so daß wir den

Mann nicht in unsere Gewalt bekommen oder ein anderes Wild erhaschen konnten, und daß wir nicht einmal versuchten, einen Andern zu finden, als den, welchen wir am meisten liebten?

„Bedenkt, meine Kinder, daß Ihr nicht rasch und hastig seid, wie das bleiche Gesicht, sondern daß Ihr die Kinder des Steines seid, daß Ihr nicht nur stark und unveränderlich sein müßt, wie er, sondern auch ruhig und still. — Ich habe gesprochen"

Es trat eine Pause von mehreren Minuten ein, ehe Jemand antwortete, und darauf erhob sich ein Mann von mittlerem Alter, aber mit eigenthümlich listigem und schlangenartigem Blicke in seinen Augen, langsam von seinem Sitze und sprach in hartem und kaltem Tone:

„Der schwarze Adler hat wohl geredet. Wir sind Bundesgenossen des weißen Mannes, das bleiche Gesicht nennt uns seinen Bruder. Er nennt uns unser Jagdrevier. Er pflanzt Korn und nährt seine Ochsen unter uns. Wo unser Fuß frei wandern durfte, gehört uns der Boden nicht mehr, sondern ihm. Er hat ihn uns genommen — und er ist unser Bruder. Der schwarze Adler liebt das bleiche Gesicht. Er nahm ein bleiches Gesicht zu seinem Weibe und er liebt ihren Stamm. Er liebt ihre Religion. Seine Tochter ist von der Religion des weißen Mannes. Er selber glaubt an ihre Götter. Er

betet ihren großen Geist an und er hat ihren Mann der Heilkunst als Sohn angenommen. Ist die Religion des weißen Mannes dieselbe, wie die Religion der Kinder des Steines? Ist ihr großer Geist unser großer Geist? Nein, denn ich habe seine Worte gehört, und es sind nicht die Worte, die man uns gelehrt hat. Des weißen Mannes Geist sagt uns, wir sollen nicht thun, was unser großer Geist uns zu thun befiehlt. Er gebietet den Menschen, ihrer Feinde zu schonen und ihnen zu verzeihen. Der unsere gebietet uns, unsere Feinde zu tödten und uns zu rächen. Welches ist der wahre Geist? Der unsere, denn das bleiche Gesicht glaubt nicht an seinen eigenen Geist, und gehorcht nicht seinen Befehlen. Der weiße Mann schont nicht seiner Feinde, er verzeiht nicht, sondern er nimmt eben so Rache, wie der rothe Mann, und gegen sein eigenes Gesetz. Laßt uns denn gehorchen der Stimme unseres eigenen großen Geistes und thun nach unseren Gewohnheiten; denn das bleiche Gesicht weiß, daß sein Gott falsch ist, sonst würde es seinen Befehlen gehorchen.

„Was will nun der schwarze Adler von uns? Will er, daß wir alle Christen werden? Oder will er, daß wir der Stimme des Maneto gehorchen und die Gewohnheiten unserer Väter befolgen? Haben wir nicht gethan nach unserem eigenen Gesetze? Was sagen uns unsere Ueberlieferungen? Sie sagen: Du

sollst den Geist sühnen Deines Bruders, der erschlagen worden, indem Du das Blut seines Mörders vergießest. Wenn Du sein Blut nicht haben kannst, so sollst Du das eines Mannes von seiner Familie oder seiner Freunde vergießen. Wenn keiner von seiner Familie oder seinen Freunden zu finden ist, so sollst Du das Blut eines Mannes von seiner Nation zum Opfer darbringen. Sehet nun, wie die Sache steht, Häuptlinge und Krieger der Oneidas. Einer Eurer Brüder ist erschlagen worden. Seine Seele wandelt im Lande der Geister; aber sein Bogen und seine Pfeile hängen müßig auf seinem Rücken. Sein Herz ist traurig und verlassen. Er heult um Nahrung und findet keine. Er wandert um das glückliche Jagdrevier und blickt kummervoll hinein; denn er darf nicht eher eintreten, als bis das Blut der Sühne vergossen ist. Er ruft Euch von der andern Seite des Grabes mit großem Geschrei: „„Gebt mir Ruhe!"" Sollen seine Brüder ihm keine geben? Sollen sie ihn wandern lassen kalt und hungrig unter Frost und Schnee im Anblick der gesegneten Region und ihn verhindern, einzutreten? Oder sollen wir den ersten Mann von dem Stamme dessen, der ihn erschlug, nehmen und durch sein Blut, auf diesem Steine vergossen, den Geist unseres todten Bruders besänftigen und ihn eintreten lassen in das glückliche Jagdrevier, wo seine Seele Ruhe finden kann?

„Ihr Männer von der Familie der Schlange! Ihr habt wohlgethan, das bleiche Gesicht, welches Ihr zuerst gefunden, zu ergreifen; denn Ihr habt Euch eine Sühne gesichert für das Blut Eures Bruders; und wie konntet Ihr wissen, daß Ihr sie finden würdet, wenn Ihr Euren Arm ruhen oder Eure Beute frei ausgehen ließet! Und nun laßt die Häuptlinge und Krieger überlegen, ob sie ihren Bruder, welcher todt ist, noch Monate lang in den kalten Regionen hungern und dursten lassen, oder ob sie in dieser selben Nacht die Sühne darbringen und ihm den Weg zu den glücklichen Jagdrevieren eröffnen wollen. — Ich habe gesprochen."

Wieder ruhte ein tiefes Schweigen auf der Menge, und es wurde nicht so bald unterbrochen; aber die Augen des schwarzen Adlers bewegten sich im Kreise umher und beobachteten jedes Gesicht. Als er an dem Blicke der Augen eines von den Kriegern bemerkte, daß er im Begriff sei, zu reden, schritt er selber ein, erhob sich diesmal zu seiner vollen Höhe und sagte:

„Der Mann der Heilkunst hat geredet und hat das Gesetz ausgelegt; aber er hat uns gerathen mit Worten, die dem Gesetze widersprechen. Der Mann der Heilkunst hat das Gesetz in seinem Herzen; aber seine Worte sind die Worte des Fuchses. Er hat nicht die Rolle des Gesetzes entfaltet, in welche die

Worte des Maneto geflüstert worden; aber er sagt in Wahrheit, daß wir das Blut des Mörders unsers Bruders vergießen sollen, um seinen Geist zu besänftigen. Wenn wir ihn nicht finden können, sollen wir das Blut eines seiner Anverwandten vergießen, wenn wir auch den nicht finden können, das Blut eines von seiner Nation. Aber habt Ihr nach dem Mörder gesucht, Brüder der Schlange? Könnt Ihr sagen, daß Ihr versucht habt, ihn zu fangen? Habt Ihr Zeit dazu gehabt? Wird Euer Bruder, der dahingeschieden ist, zufrieden sein mit dem Blute des ersten bleichen Gesichtes, welches Ihr findet, wenn Ihr den wahren Mörder finden könntet? Wird er gleich dem Hunde aus der ersten Pfütze auf seinem Wege trinken? Wird er nicht vielmehr sagen: „„Gebt uns das einzige süße Wasser, welches unsern Durst löschen kann? Wollt Ihr uns in die Ohren murmeln und uns glauben machen, daß es Musik sei? Dies ist nicht das Blut dessen, der unser Blut vergossen hat. Dies ist nicht das Blut seines Verwandten. Das glückliche Jagdrevier wird sich durch dieses Blut nicht dem Erschlagenen öffnen.““

„Oneidas, es ist der Mann der Heilkunst, der Euch von den Gewohnheiten Eurer Väter abbringen will. Es heißt: „„Wartet, bis Ihr fleißig gesucht habt. Seid gewiß, daß Ihr die beste Sühne darbringt, die Ihr könnt. Tödtet nicht den Fuchs, weil

der Panther das Wild zerrissen hat. Schießt nicht die Taube wegen dessen, was der Falke gethan.‟‟ Der Sohn meines Bruders Prevost ist nicht mit dem Yengee verwandt, der die Schlange erschlagen. Sein Blut wird nicht als Sühne dienen, so lange Ihr anderes Blut finden könnt, welches dem Mörder näher verwandt ist. Die Augen des Maneto sind überall; er sieht, daß Ihr nicht gesucht habt, wie Ihr hättet suchen sollen.‟

Einige Augenblicke nachdem er gesprochen, aber nach einem kürzeren Zwischenraume, als bisher, stand ein wild aussehender junger Krieger auf und rief:

„Laßt ihn sterben. Warum sollten wir warten? Der Woodchuck ist sicher in dem Lande der Yengees. Er hat sich weit von den Pfeilen der Oneidas entfernt. Es schwebt eine Wolke zwischen uns und ihm und wir können nicht hindurch sehen. Der Woodchuck hat keine Verwandte. Er hat es oft erklärt, als er am Feuer saß, und von den Thaten sprach, die er gethan. Er hat sich oft gerühmt, daß er ganz allein stehe, daß sein Vater und seine Mutter Staub, und die Tanne und Eiche seine Brüder und Schwestern wären. Wir können weder ihn noch seine Verwandten finden; aber wir haben genommen, was ihm am nächsten stand — seinen Freund und den Sohn seines Freundes. Dies ist das Blut, welches den Geist unsers Bruders versöhnen wird. Laßt ihn ster-

ben — laßt ihn schnell sterben. Fragt der schwarze Adler noch, ob dieser Jüngling sein Freund war? Der schwarze Adler weiß es wohl; aber es ist auch wahrscheinlich, daß er der Begleiter des Mörders war, als er unsern Bruder tödtete. Sie gingen zusammen hinaus, um eine Beute zu suchen. War es nicht der rothe Mann, der die Wölfe jagte? Sie tödteten einen Panther und einen Mann, als sie bei einander waren. Das wissen wir wohl; denn es waren die Augen der rothen Männer in der Nähe. Das Blut unsers Bruders wurde von der Erde getrunken. Das Fell des Panthers wurde von diesem Jünglinge, unserm Gefangenen, an Otaitsa, die Tochter des schwarzen Adlers, geschickt. Ich nahm es heute dem Läufer ab. Der Mann, der es brachte, ist zur Hand. Das Fell ist hier. Ich habe gesprochen."

Und er warf das Pantherfell vor sich nieder, fast in die Flamme des Feuers.

Ein lebhaftes Gemurmel lief durch die Reihen der Indianer und der schwarze Adler bemerkte bald, daß die drohende Gefahr für den armen Walter Prevost sich sehr vermehrt habe.

„Laßt das Gesetz verkündigen," sagte er. „Die Rolle des Gesetzes ist hier; aber laßt es nicht von der Zunge eines Fuchses lesen. Laßt den Mann der alten Zeiten es lesen. Laßt den Krieger und den

Priester, die es seit so vielen Jahren aufbewahrt, uns jetzt sagen, was es befiehlt nach der Auslegung der alten Tage und nicht nach der Unbesonnenheit der Knaben, welche Häuptlinge sein wollen, ehe noch ein Scalp vor der Thür ihrer Hütte hängt. Ich sehe die Zeit kommen," rief er mit lauter Stimme, indem er von seinem Sitze aufsprang und eine Bewegung mit seinem Arme machte, als ob eine mächtige Gemüthsbewegung seine gewohnte Ruhe überwältige, „ich sehe die Zeit kommen, wo die Tollkühnheit der Jugend und der Mangel an Respect vor dem Alter und dem Ruhme die Macht der Oneidas herunterbringen und die Größe der fünf Nationen in Staub treten werden. So lange Alter und weiser Rath geachtet wurden, waren sie ein mächtiges Volk und die Scalps ihrer Feinde wurden von jedem Schlachtfelde herbeigebracht. Sie waren ein weises Volk, denn sie horchten auf die Stimme der Erfahrung und überlisteten ihre Feinde. Aber jetzt gilt die Stimme der Knaben und unerfahrenen Jünglinge. Sie nehmen Geschenke an und verkaufen sich für Spielereien. Sie trinken das Feuerwasser, bis sie keine Menschen mehr sind, bis die Vernunft sie verläßt und Muth und Stärke nicht mehr bei ihnen weilen. Sie wenden den Blitz an und spielen mit dem Donner; aber das Tomahawk und das Scalpirmesser sind grüne Binsen in ihren Händen. Laßt also das Gesetz verkündigen;

die Stimme des Alters und der Weisheit möge es verkündigen und laßt es bei seinen Worten bleiben, sie denn sind gut."

So redend, ging er zu dem zweiten Redner hinüber und nahm eine schwere Rolle, die neben dem Priester oder dem Manne der Heilkunst lag. Sie bestand aus unzähligen Schnüren, auf die man Muscheln gezogen, die gleich Ohrgehängen in lange Streifen gesägt und mit drei verschiedenen Farben, schwarz, roth und weiß, bemalt waren. Diese waren in verschiedene seltsame Gruppen abgetheilt, bildeten kein regelmäßiges Muster, waren aber nicht ohne Ordnung; und so viele befanden sich in dieser Rolle, daß, wenn gleich jedes Stück sehr klein war, das Gewicht des Ganzen nicht weniger als zwanzig oder dreißig Pfund betragen konnte.

So beladen und seine Last anscheinend mit großer Verehrung tragend, brachte der schwarze Adler die Rolle halb im Kreise herum und legte sie auf die Knie eines Mannes von vorgerücktem Alter, obgleich sein geschorenes Haupt und seine lange weiße Scalplocke wenigstens einem indianischen Auge zeigten, daß er sich noch für fähig hielt, die Krieger des Stammes in die Schlacht zu begleiten.

Dann nahm der Häuptling langsam seinen Sitz wieder ein und nochmals verbreitete sich tiefes Schweigen über die Versammlung.

Die Augen Aller waren freilich auf den Greis gerichtet, dessen Auslegung ihrer Gesetze und Gewohnheiten endgültig sein sollte; aber kein Glied regte sich und selbst die Lebhaftigkeit ihres Blickes wurde zu einem Ausdruck ruhiger Aufmerksamkeit gedämpft, außer bei dem jungen Manne, der so heftig gesprochen hatte, und dessen Verwandtschaft, als Bruder des getödteten Indianers, in den Augen seines Stammes eine ungewohnte Aufregung entschuldigte.

Etwa zwei Minuten, nachdem er die Rolle empfangen hatte, blieb der alte Priester bewegungslos seine Augen auf die Flamme gerichtet, die sich noch vor ihm erhob und zu den Aesten einer Schierlingstanne hinaufguckte.

Endlich bewegten sich seine Finger unter den zerschnittenen Muscheln, und rasch einige Schnüre auflösend, womit die Rolle zusammengebunden war, breitete er die scheinbar verwickelte Masse in schöner Ordnung aus. Und dann beugte er seinen Kopf nieder und schien wie auf eine Stimme zu horchen.

„Das Gesetz der Oneidas kann nicht verändert werden," sagte er endlich. „Es ist der Wille des großen Geistes. Ein weißer Mann muß sterben für das von einem weißen Manne vergossene Blut. Aber der Vergießer des Bluts muß auch gesucht werden oder unser Bruder wird dennoch von dem glücklichen Jagdrevier ausgeschlossen werden. Horche nicht auf

das Lied der Singvögel gegen den jungen Mann, Du Bruder der Schlange. Auch mache keine Unruhe unter den fünf Nationen, weil Du die Blüthe an dem Baume des schwarzen Adlers nicht erreichen kannst."

Die offene Anspielung auf eins der tiefen Geheimnisse seiner Brust war selbst für den indianischen Stoicismus des Bruders der Schlange zu viel, und er zog seine Decke über seine Brust, als wollte er seine Geheimnisse besser verbergen. Der schwarze Adler aber, wenngleich wahrscheinlich ebenso sehr, wie jeder Andere, von den Worten des Greises überrascht, blieb völlig bewegungslos und es zeigte sich keine Veränderung des Ausdrucks in seinen strengen Zügen, obgleich der Redende eine volle Minute schwieg, als sollten seine Worte vorher die volle Wirkung hervorbringen.

„Erinnert Euch der Phrophezeiung des Sohnes des Himmels," fuhr der Priester fort, „als unsere Väter sich auf seinen Rath, ein Menschenalter vorher, ehe das bleiche Gesicht sich in diesem Lande sehen ließ, zu einem dauernden Bündniß vereinigten. Er sagte: „„Wenn die weißen Gesichter kommen und Ihr Uneinigkeiten unter Euch selber zulasset, so werdet Ihr das lange Haus der fünf Nationen niederreißen, den Baum des Friedens abhauen und das Feuer der Rathsversammlung auf immer auslöschen."" Und

willst Du, Bruder der Schlange, diese Wolke über Dein Volk bringen? Du sollst suchen nach dem, der Deines Bruders Blut vergossen, bis der Mond wechselt, zunimmt und wieder abnimmt; und dann sollst Du kommen vor die Sachems der acht Stämme und beweisen, daß Du nicht im Stande gewesen, ihn oder einen von seinen Verwandten zu finden. Dann sollen die Sachems ein bleiches Gesicht zum Opfer wählen und es den Tod eines Kriegers durch den Streich des Tomahawk sterben lassen. Aber sie sollen nicht zaudern, denn Dein Bruder darf nicht länger, als zwei Monde ausgeschlossen werden von den Jägern, die ihm vorangegangen. — Ich habe gesprochen."

„Es ist gut — es ist gut!" sagten alle gegenwärtigen Indianer, mit Ausnahme eines einzigen; und von ihren Sitzen aufstehend, hoben sie ehrerbietig ihre Gesetzrolle auf und Einer nach dem Andern ging den Pfad hinunter, der zu der Oeffnung der Schlucht führte.

Zehntes Kapitel.

Die große kräftige Gestalt Woodchuck's ging um die Mittagsstunde langsam die steile mittlere Straße von Albany hinauf. Er trug seine gewöhnlichen unförmlichen Kleider des Waldes, hatte seine Büchse auf der Schulter, sein Beil und sein Messer im Gürtel. Aber sein Schritt hatte nicht mehr die leichte Beweglichkeit früherer Zeiten und sein Gesicht, welches immer ernst und gesetzt gewesen, zeigte jetzt einen schweren und düsteren Ausdruck. Er war im Ganzen ein sehr auffallend aussehender Mann.

Obgleich im Innern des Landes gelegen, zeigten die Straßen von Albany von Zeit zu Zeit so viele fremde Gestalten verschiedener Art — Indianer, Neger, Farbige, Spione, Soldaten, Matrosen, Holländer, Engländer und Jäger — daß der Wanderer,

so seltsam auch seine Erscheinung war, sehr wenig Aufmerksamkeit erregte. Langsam ging er zu den Thoren der Festung hinauf und erhielt leicht Zutritt zu dem Manne, welchen er suchte. Er fand ihn in einem Casernenzimmer mit höchst einfachem Mobiliar und ohne Schmuck oder Verzierungen, die es als die Wohnung eines Mannes von Rang zu erkennen gaben. Das kleine Feldbett in einem Winkel des Zimmers, der einfache tannene Tisch, der nicht einmal angestrichen war, woran er schrieb, die zwei oder drei hölzernen Stühle ohne Lehnen, waren so, wie man sie in einem Lager hätte gebrauchen oder bei einer Armee mit sich führen können, ohne die Bagage sehr zu vermehren; doch hatte der junge Edelmann etwas an sich, was einem Fremden sogleich zeigte, daß er keinen gewöhnlichen Mann vor sich sehe. Er wendete seinen Kopf um, als Woodchuck eintrat, und sobald er sah, wer es war, nickte er, sagte: „Sogleich, sogleich,“ und fuhr zu schreiben fort.

Kapitain Brooks setzte sich in einiger Entfernung nieder, richtete seine Augen zuerst auf den jungen Soldaten und schien sein Gesicht und seine Gestalt mit großer Sorgfalt zu prüfen. Dann wendete er sich zu einem andern Manne im Zimmer und prüfte ihn mit derselben Genauigkeit. Er schien ein Indianer zu sein, wenn man nach seiner Gesichtsfarbe und seinen Zügen urtheilen durfte; doch war er wie Einer von

der britischen Armee gekleidet. Der Jagdrock, den er trug, war nicht der gewöhnliche Sakaah der Indianer, sondern ein Tuchrock mit Aermeln, mit einem ledernen Gürtel um seinen Leib befestigt. Er war von der eigenthümlichen Farbe der dürren Blätter, die Männer und Frauen damals sehr häufig trugen; und auf seinem Kopfe hatte er eine seltsame Kappe von ungegerbtem Leder, die fast dieselbe Farbe hatte. Es war gewiß eine gut gewählte Kleidung, um zur Herbstzeit den Wanderer durch die Wälder zu verbergen; aber wie ich schon gesagt, war es gewiß ein Indianer, und das lange Haar, wenn gleich rabenschwarz, so wie der schmale Schnurrbart, der seine Oberlippe beschattete, zeigten, daß aller Wahrscheinlichkeit nach eine Mischung von weißem Blute in seinen Adern fließe, wenn es gleich auf der Oberfläche nicht sichtbar war. Der Mann hatte indessen viel von dem unerschütterlichen Ernste der Indianer, und obgleich er sehen mußte, daß er von Woodchuck's Augen sehr genau beobachtet wurde, so verrieth er doch dieses Bewußtsein durch keine Bewegung der Muskeln seines Gesichts und blieb ruhig und statuenartig, seinen Blick auf Lord H. gerichtet, stehen.

Der Edelmann hatte bald seinen Brief beendet, winkte dem Manne, sich zu nähern und übergab ihn nebst etwas Geld seinen Händen.

„Bringt dies dem Herrn Prevost," sagte er,

„und sagt ihm ferner, daß ich morgen vor Anbruch der Nacht bei ihm sein werde."

„Warten Sie noch einen Augenblick," fiel Woodchuck ein; „vielleicht habe ich auch noch etwas zu sagen, was einige Veränderung machen wird. Ich denke, es ist besser, wenn der Farbige noch ein wenig draußen wartet."

„Geht in die Wachstube hinunter," sagte Lord H., sich zu dem Manne wendend, „und wartet dort, bis ich Euch rufen lasse." Dann fügte er hinzu, indem er Woodchuck mit fragendem Blicke ansah: „Er sagt mir, er kann Herrn Prevost's Haus noch diesen Abend erreichen, wenn er sich sogleich auf den Weg macht."

„Gewiß kann er das," antwortete Woodchuck. „Wenn er der Mann ist, für den ich ihn halte, so kann er in der Zeit noch halb so weit wieder zurückgehen."

Der Läufer achtete nicht im Geringsten auf die Unterredung in Betreff seiner und seiner Fähigkeiten, noch auf die Andeutung, daß Kapitain Brooks ihn kenne.

„Ist nicht Euer Name Proctor?" sagte Woodchuck endlich. „Ich vermuthe es, obgleich Ihr älter ausseht, als da ich Euch zuletzt gesehen."

Der Andere nickte nur mit dem Kopfe und Woodchuck fuhr mit einem Grunzen der Zufriedenheit fort:

„Das ist recht, Mylord; er kann sprechen, obgleich er es nur selten versucht. Die indianischen Teufel sind so still wie Schlangen, aber dieser Mann übertrifft sie noch weit. Ich reiste vor zehn Jahren oder länger etwa zweihundert Meilen mit ihm und hörte auf dem ganzen Wege nur einmal den Ton seiner Stimme, und da sprach er drei Worte und ein halbes und hielt dann inne.“

„Ich weiß, daß er sprechen kann,“ sagte Lord H., „denn er sagte mir, wie lange er zu der Reise brauchen würde. Geht hinunter, Herr Proctor, wie ich Euch gesagt, und wartet in der Wachstube. Ihr sollt in einer Minute von mir hören.“

„Er läuft wie ein Reh,“ sagte Woodchuck, als der Mann das Zimmer verließ; „er geht einen Trab, der seine Beine durchaus nicht zu belästigen scheint, und Dornen und Büsche, Hügel und Steine, Felsen, Land oder Wasser, Alles ist ihm gleich. Ich glaube, er würde über den Hudson hinwegsetzen, ohne sich viel darum zu kümmern. Die Indianer nennen ihn Mungnokah; aber da sein Vater ein Engländer war, so nennen sie ihn Proctor.“

„Aber kann man sich auf ihn verlassen?“ fragte Lord H. „Er wurde mir dringend empfohlen von General Webb, der ihn zu schwierigen Diensten anwendete.“

Woodchuck sann nach.

„Webb's Empfehlung ist nicht viel werth,“ sagte er endlich; „denn was würde man für ein Wort aus dem Munde eines Mannes geben, der einen tapferen Kameraden fallen und eine wackere Garnison hinmorden ließe, ohne einen Schlag zu führen oder einen Schritt zu thun zu ihrem Beistande? Aber wenn ich mich recht erinnere, so ist dieser Proctor der Läufer, dem es gelang, durch Montcalm's Armee und alle die wilden Teufel, die bei ihm waren, zu gelangen und Webb die Depeschen des armen Munro zu überbringen. Was aus dem Anderen wurde, weiß Niemand; aber ich vermuthe, wir könnten seinen Scalp finden, wenn wir unter den Huronen wohl nachsuchten. Ja, dies muß der Mann sein, denke ich; und wenn er es ist, so könnten Sie keinen besseren finden. Auf jeden Fall können Sie ihm trauen, daß er schweigt, und das ist schon etwas für einen Läufer. Er würde in zehn Jahren nicht Worte genug zusammenbringen, um ein Geheimniß zu verrathen, welches Sie bewahrt haben wollten. Und nun, General, komme ich zu Ihnen, um zu besprechen, was zu thun ist; und ich denke, es ist besser, wenn es geschieht, ehe dieser Mann geht. Er wird noch diesen Abend zu Prevost's Hause gelangen, wenn er auch noch zwei Stunden wartet, und ich denke, wir können früher damit zu Ende sein, denn ich habe die

Sache reiflich überlegt und mich zu meiner Handlungsweise entschlossen."

„Und zu welchem Schlusse sind Sie gekommen?" fragte Lord H.

Brooks blickte auf den Boden nieder, rieb einen Augenblick seine Kniee mit seinen großen Händen, als zaudere er dem Entschlusse, den er nach einem schmerzlichen Kampfe gefaßt, die Bestätigung der ausgesprochenen Worte zu geben.

„Es ist kein so angenehmer," sagte er endlich, „und ich bin nicht leicht dazu gelangt, Mylord, aber es ist am Ende der einzige — ja, der einzige. Ich hatte einen heftigen Kampf mit dem Teufel in der letzten Nacht. Aber ich schlug ihn männlich im einzelnen Kampfe. Er und ich mit einander, und Niemand war da, um Einem von uns zu helfen."

Der junge Edelmann glaubte, daß der Geist seines armen Freundes ein wenig zu wandern beginne; und um ihn von dem teuflischen Kampfe abzubringen, wovon er sprach, wechselte er plötzlich den Gegenstand und sagte:

„Ich denke, ich könnte keinen Besseren schicken, als diesen Proctor?"

„Ich will Ihnen sagen, wie die Sache ist, Lord H.," antwortete Woodchuck; „ich muß selber gehen. Niemand kann Walter Prevost retten, als Brooks. Er ist der Mann, der es thun muß."

„Und halten Sie es für möglich?“ fragte Lord H., indem er die große Wahrscheinlichkeit einsah, daß der Andere von den Indianern gefangen genommen werde, und doch unschlüssig war, ob er ein Wort sagen sollte, um ihn von seinem Vorhaben abzuschrecken.

„Ich halte es für möglich,“ sagte Woodchuck mit grimmigem Lächeln; „denn sehen Sie, wenn diese Indianer den Mann erhalten, den sie wollen, so dürfen sie nicht wagen, einen Anderen zu opfern.“

Lord H. ergriff die rauhe Hand des Jägers und sagte in gefühlvollem Tone:

„Sie haben in der That ein edles Herz, Kapitain Brooks, wenn ich Sie recht verstehe, daß sie sich den Wilden ausliefern wollen, um Ihren jungen Freund zu retten. Niemand konnte wagen, Ihnen einen solchen Vorschlag zu machen, weil es nicht Ihre Schuld war, daß er in die Hände der Wilden fiel und das Leben Jedermann theuer ist; aber —“

„Halt, halt, halt!“ rief Woodchuck, „nicht zu schnell. Sie haben schon zwei oder drei Dinge gesagt, die einer Antwort bedürfen. Das Leben ist Jedermann theuer; und ich selber bin ein solcher Thor, daß ich viel lieber unter diesem Rauch und Schmutz, unter diesen öden Häusern und unzähligen Schurken fortleben möchte, als dorthin gehen und mich mit dem Tomahawk erschlagen lassen, was am Ende nur

die Sache eines Augenblicks ist; denn die Indianer gehen rasch dabei zu Werke und thun es vollständig. Dennoch hängt man immer an der Hoffnung; und so denke ich, wenn ich dorthin kommen kann unter die Wälder und Fußpfade, die ich so gut kenne, werde ich vielleicht Mittel finden, den armen Jungen zu retten und mein eigenes Leben dazu; und wenn ich es kann, will ich es thun, denn ich will mein Leben nicht wie einem falschen Schilling wegwerfen. Aber wenn ich es nicht kann, so will ich wenigstens sein Leben retten, es koste was es wolle. Ich werde bald die ganze Sache erfahren, wenn ich dorthin komme, denn die Indianerinnen sind alle gutherzige Geschöpfe; und wenn ich einer derselben habhaft werden kann, soll sie mir schon herausbringen, wo der Knabe ist, und wann das Opfer stattfinden soll. Die Indianer gehen bei diesen Dingen so ganz in der Ordnung zu Werke, als wenn es eine Gerichtsverhandlung wäre. Sie werden Nichts in der Eile thun, und da habe ich Zeit, mich umzusehen und zu entscheiden, was sich thun läßt, ohne inzwischen Walter's Leben auf's Spiel zu setzen. Dann, sehen Sie, Mylord, habe ich diesen großen Vortheil, ich werde wieder in den schönen Wäldern umherwandern können. Bis zu der Zeit wird der Schnee gefallen sein, und meiner Meinung nach giebt es keine Jahreszeit, wo die Wälder so gut aussehen und die Luft so frisch

und frei ist, wie an einem Wintertage, wo der Boden ganz weiß und jede Ranke und jeder Dornstrauch einer Schneeguirlande gleicht und die großen mächtigen Tannen und Fichten sich wie schwarze Riesen umher erheben. Einige lieben den Winter im Walde nicht; aber ich könnte immerfort im Schlitten im Walde umherfahren. Der Monat in den Wäldern, wenn ich nicht früher gefangen genommen werde, würde mehr werth sein, als ein ganzes Jahr an diesem öden und schmutzigen Orte oder in irgend einer andern Stadt; denn ich denke, Albany ist so gut wie die meisten anderen und vielleicht noch besser."

„Aber ich fürchte, daß im Winter Ihr Plan, Nachricht zu erhalten, nicht wohl gelingen würde," sagte Lord H. „Für's Erste werden die indianischen Frauen sich nicht weit von ihren Wigwams entfernen, und unter diese werden Sie sich wohl schwerlich wagen wollen; für's Zweite würde man Ihre Spuren in dem Schnee bald entdecken; denn man sagt mir, daß diese Indianer sehr listige und beharrliche Jäger sind und jeder Spur, die sie finden, meilenweit folgen."

„Ich habe schon früher einen Indianer verfolgt," sagte Kapitain Brooks mit einem Blicke, worin sich einige Wichtigkeit ausdrückte, „und auch im Schnee. Ich habe noch die Schneeschuhe, die ich damals trug. Ich kann mit meinen Schneeschuhen gehen, wie ich

will, so brachte ich sie zu dem Glauben, daß ich östlich gehe, während ich westlich ging. Zuweilen hatte ich die Schuhe recht und zuweilen unrecht an, daß sie Nichts daraus machen konnten. Und sie denken noch — denn sie sind zuweilen so einfältig wie Kinder — daß der Teufel mir hie und da geholfen haben muß; denn wenn ich an eine Stelle kam, wo die Bäume dichter wurden, so daß die Aeste einander berührten, da ergriff ich einen derselben und kletterte von einem Baum zum andern, wie ein Bär oder ein Eichhörnchen, zuweilen zwei- oder dreihundert Schritte weit, ehe ich wieder herunter kam. Ich sah einst eine Anzahl von ihnen auf einem Fußwege, und als sie zu der Stelle kamen, wo die Spuren aufhörten, standen sie mit ihren Büchsen in den Händen da und starrten zu dem Baume hinauf, als wenn sie sich nach einem Panther umsähen; aber ich war hundert Schritte oder weiter entfernt und ganz von der geraden Linie ab. Was dann die Frauen betrifft, darüber habe ich auch nachgedacht und einen Plan entworfen, wie ich einige von ihnen habhaft werden kann. Jetzt will ich Ihnen etwas sehr Seltsames erzählen, Mylord. Sie haben vermuthlich von Freimaurern gehört?"

Lord H. nickte lächelnd mit dem Kopfe und Woodchuck fuhr fort:

„Es giebt auch unter den Indianern Freimaurer — das heißt, nicht gerade eigentliche Freimaurer, aber

was auf dasselbe herauskommt: Leute, die ein Geheimniß besitzen und die verbunden sind, einander im Guten wie im Bösen, in Gottes oder des Teufels Namen, gegen ihre eigene Nation, ihren Stamme oder ihre Familie zu helfen, und die vermöge irgend einer Teufelei nicht wagen zu verweigern, was ein Bruder von ihnen fordert, und wenn es ihre Seele kostete. Es liegt dem ein Aberglaube zum Grunde, und es ist sehr seltsam, aber es ist dennoch so."

Während er sprach, öffnete er seinen Rock, zog seinen Arm aus dem Aermel und zeigte über dem Ellenbogen eine kleine blaue Linie, die auf der braunen Haut tättowirt war.

„Hier," sagte er, „dies ist das Zeichen!"

„Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie ein Mitglied dieser entsetzlichen Verbindung sind?" fragte Lord H. mit ernstem Blicke.

„Das nicht gerade," antwortete Woodchuck; „und ob es eine entsetzliche Verbindung ist oder nicht, kommt darauf an, wie man sie anwendet. Sie kann zum Bösen wie zum Guten angewendet werden, und es sind viele gute Männer unter ihnen. Ich bin halb und halb ein Mitglied derselben; und ich sage es Ihnen, wie es geschehen ist. Ich ging einst im Winter in die Wälder, um zu jagen an einer Stelle, wo eine warme Quelle floß, die den Schnee schmolz und das Gras frisch erhielt; und das Wild kam dort-

hin, um zu trinken und zugleich auch um zu essen. Sobald ich dorthin kam, bemerkte ich, daß mir Jemand zuvorgekommen war, denn ich wurde rings umher Fußspuren gewahr und eine Art von Stall im Schnee für das Wild, wie die Jäger zuweilen errichten, um eine Anzahl zusammenzubringen und sie niederzuschießen, wenn sie sich dort versammeln. Es waren auch Moosethierspuren zu sehen und einiges Blut auf dem Schnee. Darum dachte ich, die Indianer hätten einige davon getödtet und die Uebrigen fortgejagt.

„Ich ging auf einen anderen Fußweg zurück, als ich einen Greis, an einen Baumstamm gelehnt, so still liegen sah, als wäre er eine Leiche gewesen, und ich würde auch geglaubt haben, daß er todt sei, wie ein Stein, hätte ich nicht bemerkt, daß seine schimmernden Augen sich bewegten, als ich vorüberkam. Er sagte kein Wort und wäre lieber dort liegen geblieben und vollends gestorben, als daß er um Hülfe gerufen. Aber ich ging zu ihm und bemerkte, daß ein Moosethier den alten Kerl an Brust und Schultern verwundet habe. So erbaute ich eine kleine Hütte von Zweigen für ihn, bedeckte sie mit Schnee und machte sie ganz dicht und warm. Ich trug ihn hinein und sorgte für ihn, und da ich mit Lebensmitteln, mit gedörrtem Mais, geräuchertem Fleisch und dergleichen, wohl versehen war, so theilte ich sie

mit ihm. Ich konnte das arme alte Geschöpf nicht dort sterben lassen, Mylord, und so blieb ich die ganze Zeit über bei ihm und wir erhielten während der Zeit vortreffliches Wildpret und endlich nach Verlauf von fünf Wochen war er wohl genug, um zu gehen. Während der Zeit waren wir sehr gute Freunde geworden und ich ging mit ihm in seine Hütte hinunter und brachte den Rest des Winters bei ihm zu. Ich hatte oft genug eine blaue tättowirte Linie auf seinem Arme bemerkt und bald sagte er Dies bald Jenes darüber; denn diese Indianer lügen wie Papageien. Endlich aber sagte er, er wolle eine Linie auf meinen Arm tättowiren; und als er es gethan, sagte er mir, dies sei der beste Dienst, den er mir hätte leisten können. Er sagte, wenn ich je einem von den fünf Nationen begegnete, der so tättowirt sei und ein Wort ausspreche, welches er mir vorsagte, so würde er mir selbst gegen seinen eigenen Vater helfen. Er sagte mir etwas von ihnen und ihrer Klasse, aber Alles wollte er mir nicht sagen.

„Ich war damals noch ein ganz junger Bursche und der alte Mann starb im nächsten Jahr, denn ich besuchte ihn und fand ihn gerade in den letzten Zügen. Ich habe seitdem viel von anderen Indianern über diese Leute gehört, vor welchen sie eine große Furcht haben und die sie die Kinder des Teufels nennen; darum trage ich Sorge, mein Teufelszeichen

nicht vor ihnen zu zeigen und habe nicht eher als jetzt Gelegenheit gehabt, Gebrauch davon zu machen."

„Wie wird es Ihnen jetzt nützen können?" fragte Lord H., der die Unterstützung solcher Männer durchaus nicht wünschte.

„Wenn ich nur einen von ihnen auf einen Augenblick zu sprechen bekommen kann," versetzte Woodchuck, „so werde ich im Stande sein, eine Bande von den einzigen Männern zu Stande zu bringen, die dem Aberglauben ihres Volkes entgegentreten und mir helfen werden, den armen Jungen in Freiheit zu setzen; und sie werden es thun, ob sie nun Schildkröten, Bären, Wölfe, Schnepfen oder Hirsche sein mögen."

„Was — was?" rief Lord H. im äußersten Erstaunen. „Ich verstehe nicht, was Sie meinen."

„Es sind nur die Namen ihrer Stämme, Mylord," antwortete Brooks. „Diese Indianer sind ein seltsames Volk. Sie dürfen sie nicht wie andere Leute beurtheilen; und dieses sind die einzigen Geschöpfe unter ihnen, die ich bewegen könnte, mir zu helfen, wenn ihre Gewohnheiten mit den meinigen streiten sollten. Wenn ich selber auch etwas zu thun vermag, so bin ich doch nicht im Stande, Alles zu thun. Wenn ich den Burschen aus der Höhle, wo sie ihn ohne Zweifel verborgen haben, hervorziehen soll, so muß ich vorher entdecken, wo dieselbe ist und mich

überzeugen, daß man uns später nicht folgt und einholt. Ich möchte gern mein Leben retten, Mylord," fuhr er fort, indem er fast mit flehendem Blicke zu dem Gesichte des Anderen aufsah. „Ich denke, ein Mensch hat ein Recht dazu, wenn er es kann."

„Gewiß," versetzte Lord H.; „die Liebe zum Leben ist uns von Gott selber eingepflanzt worden, und Alles, was unser Vaterland oder unsere Mitmenschen von uns erwarten können, ist die Bereitwilligkeit, es aufzuopfern, wenn die Pflicht uns dazu auffordert. Aber nun, mein guter Freund, habe ich Ihnen einen andern Plan vorzuschlagen. Es ist wahrscheinlich, daß die Feindseligkeiten für dieses Jahr aufgehört haben, und seitdem ich Sie gestern Abend gesehen, ist mir eine kleine Anzahl Spione, die wir, wie Sie wissen, immer im Solde haben, zu denselben Zwecken, die wir im Auge haben, zur Verfügung gestellt worden. Sie sind Alle mit der Kriegsführung im Walde, mit den indianischen Gewohnheiten, sowie mit der Kunst, einem Feinde oder Freund nachzuspüren bekannt. Würde es nicht besser für Sie sein, diese sechs Männer mitzunehmen, um Sie im Nothfall zu unterstützen? Ihr eigenes Leben würde auf jeden Fall sicherer sein."

„Ich denke nicht," antwortete Woodchuck sinnend; „sie könnten mir lästig werden. Nein, Mylord, ich will lieber allein gehen. Ich kann Ihnen

nur gerade heraus sagen, ich habe mich entschlossen, mein Leben zu verlieren oder den Burschen zu retten. Der Teufel wollte mir freilich vorspiegeln, es wäre nicht meine Schuld, daß er gefangen genommen worden sei; daß mein Leben ebenso viel werth für mich sei, als das seine für ihn und noch viel mehr. Da ich aber wußte, daß es Nichts nützen würde, mit jenem Herrn zu unterhandeln, so sagte ich: Peter Brooks, es ist Deine Schuld; denn wenn Du den Indianer nicht erschossen hättest, so wäre Walter nimmermehr gefangen genommen worden. Dein Leben ist nicht so viel werth für Dich oder irgend sonst Jemand, wie das seine für ihn, und die ganze Welt. Er ist noch ein junger Bursche und hat noch manches glückliche Jahr vor sich. Du wirst das funfzigste Jahr nicht wieder sehen; und was ist das Ende Deines Lebens für irgend Jemand werth? „„Keinen Stüber,““ antwortete das Gewissen; und so entschloß ich mich zu gehen. Einige von diesen Spionen sind freilich wackere Kerle und könnten mir sehr gut beistehen, wenn ich ein Mal mitten in der Sache bin. Aber sieben Männer können nicht zugleich in das Gebiet der Oneidas gehen, ohne entdeckt zu werden. Ich will Ihnen was sagen, Mylord, wenn Sie mir erlauben wollen, sie einzeln an verschiedenen Orten anzustellen und sie sich nach einander auf das Gebiet begeben, so können sie mir gute Dienste leisten, ohne entdeckt zu werden.“

„Wird es nicht gefährlich sein, Ihre Macht zu theilen?“ fragte Lord H.

„Wenn man mit dem indianischen Volke zu thun hat, muß man sich nach den Gewohnheiten desselben richten,“ antwortete Woodchuck. „Aber ich denke, Sie verstehen die Sache nicht, Mylord. Sie sehen, wir Engländer haben in einem großen Theile dieses indianischen Gebietes an den Ufern des Ontariosee hie und da eine kleine Festung erbaut, wo sie im letzten Jahre in Oswego eine traurige Verheerung anrichteten. Wenn ich nun diese Spione auf den verschiedenen Posten so nahe wie möglich bei dem Oneidasee unterbringe, so dürfen sie nur ihre Hand ausstrecken, um zu helfen, wenn sie aufgefordert werden. Sie werden ganz bequem einzeln in das Gebiet gelangen können, denn ich weiß wohl, daß einige von den Indianern einen Groll auf Walter haben und sich wahrscheinlich nicht nach Jemand anders anstatt seiner umsehen werden. Wenn sie mich gefangen nehmen, werden sie genöthigt sein, mich zu behalten. Wenn die Spione alle zusammen gehen, würden sie sie aufhalten, denn ihre Anzahl würde ihnen nicht gefallen; aber einzeln werden sie schon durchkommen, wenn sie ihre Sache verstehen, was sich voraussetzen läßt.“

„Ich sehe jetzt Ihren Plan ein,“ sagte Lord H. „und vielleicht haben Sie Recht. Sie können sie sehr schnell auf einem Punkt zusammenbringen. Man

soll sie herbeirufen und sie heute noch unter Ihren Befehl stellen."

„Es ist unnöthig," antwortete Woodchuck; „die Spione lassen sich nicht gerne befehlen; und wenn sie nicht gutwillig helfen, ist es besser, sie helfen gar nicht. Sagen Sie ihnen nur, was ich vorhabe. Theilen Sie ihnen mit, daß das Leben eines jungen Mannes auf dem Spiele steht, und sie werden sich schon anstrengen, wenn sie etwas werth sind. Und nun, Mylord, rufen Sie jenen Proctor herein und schicken Sie ihn zu Herrn Prevost's Hause ab. Rufen Sie ihn hier herein. Ich möchte dieses große Pulverhorn mitschicken, obgleich es zweifelhaft ist, ob dem Manne so viel Worte zu Gebote stehen, um zu sagen, von wem es kommt; und doch muß er es auf die eine oder die andere Weise ausrichten."

„Ich kann es morgen selber mitnehmen," sagte Lord H.

Aber Woodchuck schüttelte den Kopf.

„Das wird nicht gehen," sagte er mit schlauem Blicke; „der Läufer muß es mitnehmen. Er wird es Prevost vor seinen Negern sagen, und die Neger werden es den Indianern sagen, die sich dort umhertreiben; und so wird es bekannt werden, daß ich das Jagdrevier verlassen habe, um so leichter werde ich das Gebiet betreten können. Denken Sie immer an Alles, wenn es möglich ist; und wenn Sie dazu

nicht im Stande sind, denken Sie wenigstens an so Vieles, wie möglich. Ein Jägerleben macht uns sehr vorsichtig."

Lord H. rief die Leute herbei, und seinen Händen wurde das Pulverhorn überliefert mit einer Botschaft an Herrn Prevost, welche Woodchuck mehrmals wiederholte und ihn warnte Nichts zu vergessen.

„Sagt ihm, ich habe es an dem unglücklichen Tage, als ich den Indianer erschossen, mitgenommen," sagte Woodchuck; „und ich möchte nicht behalten, was nicht mein Eigenthum ist. Es ist beinahe so gut wie ein Diebstahl, wenn auch nicht ganz so. Hier, Proctor, Ihr werdet schon Worte genug finden um so viel zu sagen, nicht wahr?"

Der Mann nickte mit dem Kopfe und wendete sich dann zur Thür, ohne weitere Antwort zu geben, begann schon seinen eigenthümlichen Trab, ehe er noch die Treppe erreichte, und hielt nicht eher an, als bis er vor dem Hause des Herrn Prevost ankam.

Inzwischen bewog Lord H. Kapitain Brooks, dazubleiben und an seinem frugalen Mittagsmahle Theil zu nehmen, während die Spione zusammengerufen und in die Festung gebracht wurden. Sie kamen etwa um zwei Uhr, theilweise vorbereitet auf das, was folgen sollte. In der kleinen Stadt Albany war ein Abenteuer, wie es Walter Prevost begegnet war, von zu großem Interesse, um nicht von Haus zu

Haus verbreitet und an jedem Kamin erzählt zu werden. Die meisten von den Männern, die an beständige Handlung und an Unternehmungen verschiedener Art sich gewöhnt hatten, waren sehr bereit zu gehen bei der Aussicht auf eine reichliche Belohnung. Sie hatten ihr Leben zu oft auf's Spiel gesetzt, mancherlei Gefahren und Schwierigkeiten ausgestanden, daß das Dasein ohne Thätigkeit eine Last für sie wurde. Jeder besaß wahrscheinlich seinen besonderen Eigennutz, aber nur Einer, bei dem er die Form der Habsucht angenommen hatte, hielt es für gut zu fragen, welches außer der Besoldung für diesen nicht bedungenen Dienst seine Belohnung sein werde.

„Ihr werdet gar keine Belohnung erhalten," antwortete Woodchuck, der dem Lord H. zuvorkam. „Ich will Euch gar nicht bei mir haben. Der Mann, welcher versucht einen Handel zu machen, wenn das Leben eines wackern Burschen auf dem Spiele steht, ist nicht fähig, die Gefahr mit uns zu theilen. Geht und strickt Unterröcke; Ihr werdet vielleicht einen Dollar für das Stück bekommen. Das ist die rechte Winterarbeit für Euch."

Darauf schritt der Mann trotzig aus dem Zimmer und die Angelegenheit mit seinen Kameraden war bald geordnet. Die Art ihres Eintritts in das Oneidagebiet, die verschiedenen Wege, die sie einschlagen,

und die Punkte, wo sie anhalten sollten, bis man sie herbeirufen werde — dies Alles wurde mit militairischer Geschicklichkeit von Woodchuck angeordnet. Der junge Edelmann, welcher zugegen war, hatte nur zuzuhören und Briefe an die Officiere der verschiedenen Posten mitzugeben. Aber er hörte aufmerksam und mit Befriedigung zu; denn sein Geist war stets bereit, die Erfahrung Anderer zu benutzen; und die Einsicht in die Gewohnheiten des neuen Volkes, unter welchem er lebte, hätte auch für Andere, wie für ihn, höchst nützlich sein können, wenn nicht zu jener Zeit, und noch viele Jahre später, unter den älteren Officieren der britischen Armee eine gewisse Pedanterie, die sie verhinderte, ihre Tactik auf die neue Lage anzuwenden, auf der sie sich befanden, vorherrschte.

Wolfe war eine glänzende Ausnahme — aber Wolfe war ein junger Mann, der beim Anbruch eines bessern Tages kam; und selbst wenn es nicht so gewesen wäre, ist es wahrscheinlich, daß sein Geist, gleich dem Wellington's, ihm gezeigt haben würde, daß er mehr geboren sei, Regeln zu machen, als zu beobachten.

Sobald die Spione fort waren, stand Woodchuck auf, um sich ebenfalls zu entfernen, und als Lord H. ihm mit Wärme die Hand drückte, sagte der gute Mann im Tone mächtigen Gefühls:

„Ich danke Ihnen, Mylord, für alle Ihre Freundlichkeit. Es wird Ihnen lieb sein zu erfahren, daß ich mich sehr glücklich fühle, und ich will Ihnen sagen, warum. Ich bin im Begriff, etwas zu thun — und zwar meine Pflicht zu thun."

Elftes Kapitel.

„Es ist Licht auf der Burg, mein Herr," sagte einer von den Dienern Sir William Johnson's, in das Zimmer tretend, wo dieser mit Herrn Prevost saß; „es kommt von dem großen Hofplatze."

„Da sind sie angekommen," sagte der Officier, sich zu seinem Gaste wendend; „wir wollen uns sogleich auf den Weg machen. Sind die Pferde gesattelt?"

„Man hat sie seit dem Morgen bereit gehalten, mein Herr," entgegnete der Diener, an den die letzten Worte gerichtet waren.

„Es ist seltsam," sagte Herr Prevost, als er seinem Wirthe zu der Thür des Zimmers folgte, „daß der Neger, den ich abschickte, um Editha die Ursache meines Ausbleibens anzuzeigen, noch nicht

zurückgekehrt ist, wie ich ihm sagte. Er hätte schon vor vier Stunden hier sein können und ich werde ein wenig ängstlich."

„Dazu ist noch kein Grund vorhanden!" versetzte Sir William. „Zwei oder drei Jahre des Waldlebens sind noch nicht genug, mein lieber Freund, um einen Mann an alle Zufälle und Unbequemlichkeiten zu gewöhnen, die ihm begegnen müssen, und die erste ernstliche Gefahr erschüttert so seine Nerven, daß sie bei jeder Kleinigkeit erbeben. Der Mann kann mit seinem Pferde gestürzt sein oder er kann eine Flasche Branntwein mitgenommen und sich betrunken haben, er kann den Weg verfehlt oder sich zu spät auf den Weg gemacht haben. Zwischen diesem Hause und dem Ihrigen ist Raum genug zu allen möglichen Zufälligkeiten. Lassen Sie uns nicht ungewissen Uebeln entgegensehen, während uns wirkliche Uebel genug umgeben."

„Freilich, wirkliche Uebel genug!" rief Herr Prevost mit einem tiefen Seufzer.

Einen Augenblick später erreichten sie die Ställe, aus welchen die Pferde herausgeführt wurden, welche sie bestiegen und sich, von einer kleinen Abtheilung zu Pferde und zu Fuß begleitet, auf den Weg machten; denn wenn Sir William gleich die Einfachheit eines Indianers affectirte, so war es ihm doch durchaus nicht zuwider, ein wenig Pomp und Würde bei sei-

nem Verkehr mit seinen rothen Bundesgenossen zu zeigen. Es giebt eine gewisse Art des Stolzes, die sich in Demuth kleidet; und ohne im Geringsten behaupten zu wollen, daß jener erwähnte bedeutende Mann den indianischen Häuptlingen fühlbar zu machen wünschte, daß seine Annahme ihrer Sitten eine Herablassung sei, so ist es doch gewiß, daß er es von Zeit zu Zeit — vielleicht aus guten Gründen der Politik — für zweckdienlich hielt, mit seiner Macht und seinem Ansehen zu prunken.

Die Nacht war außerordentlich dunkel. Der Mond ging jetzt zu einer sehr späten Stunde auf und düstere Wolken verbargen die Sterne vor den Bewohnern der Erde. In einer solchen Nacht und unter solchen Umständen ist die Phantasie selbst muthiger Männer geneigt, sich Täuschungen hinzugeben; und als das Auge des Herrn Prevost umherwanderte, schienen düstere Gestalten gleich Gespenstern über die Maisfelder, deren Gewächse an vielen Stellen bereits abgeschnitten aber noch nicht eingeerntet waren, dahinzuschweben. Da er sich nicht überzeugt hielt, ob die Phantasie ihn täusche oder nicht, so machte er keine Bemerkung und Sir William Johnson schwieg auch eine Zeit lang; aber endlich sagte der Letztere:

„Unsere guten Freunde scheinen in großer Anzahl kommen zu wollen, wahrscheinlich in Folge meiner dringenden Aufforderung. Nun sein Sie ruhig, Pre-

vost und haben Sie Geduld mit ihrer kalten phlegmatischen Art; denn diese Leute empfinden oft die lebhafteste Theilnahme und dienen ihren Freunden am besten, wenn sie am kältesten und gleichgültigsten scheinen."

Herr Prevost fühlte bereits, wie schwierig es sei, jenen Gleichmuth zu behaupten, den er in der Theorie an einem Indianer so hoch schätzte, und wornach er selbst eifrigst strebte, obgleich er ihn selten zu erreichen vermochte. Er versprach indessen, Sir William Johnson die Leitung einer Verhandlung mit den Häuptlingen der Mohawks und Onondogas zu überlassen, welche jener Officier zu dem Zwecke veranlaßt hatte, um die beiden mächtigsten Stämme der Irokesen zu bewegen, sich für Walter zu verwenden und ihm das Schicksal zu ersparen, welches ihm drohte.

Durch das Thor der Burg traten die beiden Herren in den großen Schloßhof, der bei dieser Gelegenheit ganz verlassen war, denn das Wetter war jetzt kalt genug, um selbst für einen Indianer einigen Schutz wünschenswerth zu machen. Aus der offenen Thür der großen Halle, die fast das ganze Gebäude einnahm, drang ein Lichtschimmer hervor und hier fanden Sir William Johnson und sein Begleiter beim Eintreten eine Anzahl der Häuptlinge der Mohawks und Onondagas versammelt, welche ernsthaft im Halbkreise um das Feuer saßen. Alle waren in ihre

Feuergewänder gekleidet, und hell glänzend waren die Farben, die sich an den Kleidern und dem Schmuck der rothen Männer zeigten; da dies aber eine friedliche Versammlung sein sollte, so waren ihre Gesichter nicht bemalt und die Scalplocke unter der glänzenden und anmuthigen Gostoweh oder Mütze verborgen, und an Vielen derselben zeigte sich die weiße Feder, wodurch sich die großen Häuptlinge auszeichneten, seitdem die Federn des berühmten weißen Vogels des Himmels nicht mehr zu haben waren.

Alle standen mit ruhiger, angeborner Würde auf, als der indianische Agent und sein Begleiter eintraten, und ein Gemurmel des Glückwunsches verbreitete sich rund im Kreise, während Sir William und Herr Prevost sich auf zwei große Stühle niedersetzten.

„Dies ist unser Bruder," sagte Sir William Johnson, auf Herrn Prevost deutend.

„Ja, er ist unser Bruder!" riefen die indianischen Häuptlinge.

König Hendrick in seinem himmelblauen Rocke, den ihm der regierende Monarch von England geschenkt hatte, näherte sich dann Herrn Prevost, faßte seine Hand und sagte im Tone freundlicher Theilnahme und in englischer Sprache:

„Unser Bruder ist traurig. Er wolle sich trösten."

Dann setzte er sich nieder und der Attotarho oder der große Häuptling des ganzen Bundes, ein Amt, welches erblich der Häuptling des Onondagastammes vom Zeichen des Bären bekleidete, näherte sich Herrn Prevost und sprach dieselben Worte in der Irokesensprache aus, wodurch er deutlich zeigte, daß den indianischen Anführern der Zweck der Zusammenkunft bekannt sei.

Als Alle sich wieder ringsum geordnet hatten, erfolgte ein Schweigen von einigen Minuten. Es war schmerzlich für Herrn Prevost; denn Niemand, der nicht häufig mit Indianern verkehrt hat, kann die mächtige Wirkung ihrer außerordentlichen Stille bei ernsten Gelegenheiten begreifen.

Endlich sagte der Attotarho, indem er sich zu seiner vollen Höhe erhob, die man fast riesenhaft nennen konnte:

„Unser Vater hat uns rufen lassen, und wir sind gehorsame Kinder. Wir sind hier, um seine lieblichen Worte anzuhören und seinen Willen zu vernehmen.“

Dann erzählte Sir William Johnson in einer kräftigen und schönen Rede, voll von der figürlichen Sprache der Indianer, die Ereignisse, die sich in der Familie des Herrn Prevost zugetragen und ihn veranlaßt hatten, Rath und Beistand bei ihnen zu suchen. Er stellte seinen Freund als einen alten Baum

dar, von dem der Blitz einen Ast heruntergeschmettert; er versuchte seinen trostlosen Zustand zu schildern und erzählte die Geschichte von einem Panther, dem ein Wolf eins von seinen Jungen geraubt und der es wieder erhalten, indem er bei dem Bären und dem Hirsche Beistand gesucht. „Der Panther war stark genug," sagte er, „mit Hülfe des Löwen sein Junges dem Wolfe wieder abzunehmen und den Wolf in Stücke zu zerreißen; aber der Wolf war mit dem Bären und dem Hirsche verwandt und darum hielt sich der Panther zurück."

„Aber der Bär ist langsam und der Hirsch ist nicht stark, wenn er gegen seine Verwandten geht," sagte der Attotarho bedeutungsvoll; „und der Löwe wird nimmermehr gegen seine Bundesgenossen Krieg führen."

„Verhüte der Himmel, daß es nöthig sein sollte!" rief Sir William, „aber der Löwe muß an seine Kinder denken und der Panther ist sein Sohn."

Der arme Herr Prevost blieb in einem Zustande schmerzlicher Aengstlichkeit, während die Verhandlung diese Richtung nahm und den Gegenstand zu umgehen schien, indem er keine Andeutung von der Absicht der Häuptlinge, ihm beizustehn, erhielt; denn wenn gleich die Bilder sehr nützlich sein mögen, um die Meinung eines Redners auszudrücken, so sind sie oft auch ebenso nützlich sie zu verbergen.

Endlich konnte er es nicht länger ertragen, und sein Versprechen, welches er Sir William Johnson gegeben, vergessend, sprang er auf, indem das Gefühl eines Vaters in seinem Herzen mächtig wurde, und wendete sich geradezu in ihrer eigenen Sprache, deren er völlig Herr war, an die Indianer, doch in einem anderen Style der Beredtsamkeit, als sie anzuwenden pflegten, der aber eben deshalb um so auffallender und eindringlicher war.

„Mein Kind!“ rief er lebhaft, „gebt mir mein Kind zurück! Wer ist der Mann unter den fünf Nationen, dem er etwas zu Leide gethan hat? Wo ist der Mann, dem er Freundlichkeit oder Beistand verweigert hat? Wann ist seine Thür für den wandernden rothen Mann geschlossen gewesen? Wann hat er ihm einen Antheil an seiner Nahrung oder an seinem Feuer verweigert? Ist er nicht Euer Bruder und der Sohn Eures Bruders? Haben wir nicht die Friedenspfeife mit einander geraucht? Und ist dieser Friede je von uns verletzt worden? Ich kam innerhalb der Mauern Eures langen Hauses und vertraute der Treue und Gastfreundschaft der fünf Nationen. Ich baute meine Hütte unter Euch in vollem Vertrauen auf Eure Treue und Eure Freundschaft. Soll mein Heerd verlassen sein, soll mein Herz herausgerissen werden, weil ich der Wahrheit und Ehre der Mohawks vertraute, so wie dem Schutze und den Verheißungen

der Onondagas, weil ich nicht glauben wollte den Liedern der Singvögel, welche sagten: „„Sie wollen Deine Kinder vor Deinen Augen erschlagen?““ Wenn ein Fehler oder Vergehen an mir ist oder an den Meinigen gegen den rothen Mann von irgend einem der Stämme — wenn wir etwas von ihm genommen haben — wenn wir falsche Worte in sein Ohr geflüstert haben — wenn wir ihm etwas verweigert haben, was er zu verlangen ein Recht hatte — wenn wir irgend eines Mannes Blut vergossen haben — so erschlagt m i ch; haut den alten Baum an der Wurzel ab, laßt aber den Schößling stehen. Wenn wir gerecht und aufrichtig — wenn wir freundschaftlich und gastfrei — wenn wir treu und wahr gegen Euch gewesen sind — wenn wir keines Menschen Blut vergossen und keines Menschen Besitz angerührt haben, so gebt mir mein Kind zurück. Zu Euch, Häuptlinge der fünf Nationen, erhebe ich meine Stimme; von Euch verlange ich meinen Sohn, denn ein Verbrechen, welches von einigen Mitgliedern des Bündnisses begangen wird, ist ein von Allen begangenes Verbrechen. War Niemand zu finden, als der Sohn Eures Bruders, den Ihr tödten konntet? Mußtet Ihr das Vertrauen, welches er in Euch setzte, zu dem Mittel seines Unterganges machen? Hat er Eure Gastfreundschaft bezweifelt — hat er Eurem Worte nicht getraut — hat er gesagt: „„Der Blitz

und der Donner der Kanonen von Albany sind ein besserer Schutz, als die Treue und Wahrheit des rothen Mannes?" " Ihr wißt, daß er sicher gewesen wäre.

„Aber er sagte: Ich will mein Vertrauen auf die Gastfreundschaft der fünf Nationen setzen — ich will ihr Bruder werden. Wenn böse Männer unter ihnen sind, so werden ihre Häuptlinge mich beschützen, ihr Attotarho wird mir Gerechtigkeit anthun. Sie sind große Krieger, aber sie sind gute Menschen. Sie tödten ihre Feinde, aber sie lieben ihre Freunde. Wenn Ihr also gute Menschen — wenn Ihr große Krieger — wenn Ihr Brüder Eures Bruders — wenn Ihr Euren Freunden treu seid — wenn Ihr selber Väter seid — so gebt mir meinen Sohn zurück."

„Wohl gesprochen!" riefen die Indianer in traurigem Tone, tiefer gerührt von dem heftigen Ausdruck der Gefühle eines Vaters, als Sir William Johnson erwartet hatte; aber in dem Augenblick, als die Worte ausgesprochen wurden, die je nach ihrem Tone und ihrer Schnelligkeit entweder Billigung und Freude oder Theilnahme und Kummer ausdrückten, versanken sie wieder in tiefes Schweigen.

Sir William Johnson, obgleich er sehr erstaunt und beunruhigt gewesen, als Herr Prevost es unternahm, für sich selber zu sprechen und fürchtete, er möchte seine eigene Sache dadurch verderben, erkannte

jetzt vollkommen den hervorgebrachten Eindruck und wollte kein Wort hinzufügen, um ihn zu verwischen. Endlich aber stand König Hendrick auf und sagte in ernstem und schwermüthigem Tone:

„Wir sind Brüder; aber was können wir thun? Die Oneidas sind auch unsere Brüder. Die Mohawks, die Oneidas, die Onondagas, die Cayugas und die Senecas, sind gesonderte Nationen, aber sie sind Brüder und Bundesgenossen. Sie sind zur gemeinschaftlichen Vertheidigung verbündet, aber nicht, daß wir einander beherrschen sollten. Die Oneidas haben ihre Gesetze und sie üben sie aus; aber dieses Gesetz ist allen Nationen gemein; wenn eines Mannes Blut, außer in der Schlacht, vergossen wird, so muß der Mann sterben, der es vergossen hat. Wenn er nicht zu finden ist, muß man einen seiner nächsten Verwandten anstatt seiner nehmen. Wenn er keine Verwandte hat, muß einer von seinem Stamme oder seiner Nation sterben. Ebenso ist es mit den Mohawks wie mit den Oneidas. In dieser Sache aber haben die Oneidas gehandelt, wie die Mohawks nicht würden gehandelt haben. Sie haben nicht fleißig nach den Mörder gesucht und haben auch nicht geduldig gewartet, um zu sehen, ob sie nicht einen von seiner Verwandtschaft finden könnten. Die Oneidas sind hastig gewesen. Sie haben den ersten Mann genommen, den sie fanden. Sie sind furchtsam wie das

Eichhörnchen und behalten ihren Gefangenen, denn sonst möchten sie zur Zeit der Noth keinen andern finden. Dies ist ungerecht. Sie hätten erst warten und fleißig suchen und nicht den Sohn ihres Bruders nehmen sollen, ehe sie gewiß waren, daß kein anderer Mann zu finden sei; aber was ist zu thun? Soll der Mohawk das Beil aufgraben gegen den Oneida? Das kann nicht sein. Soll der Mohawk sagen zu dem Oneida: „„Du bist ungerecht?““ Da wird der Oneida antworten: „„Wir haben unsere Gesetze und Ihr habt die Eurigen; der Mohawk ist nicht der Beherrscher des Oneida. Ruhet unter Eurem eigenen Baume, wir sitzen auf einem Steine.““ Eins vielleicht läßt sich thun,“ fügte er hinzu, indem ein Ausdruck der List in seinem Gesichte sich zeigte. „Schlauheit erreicht zuweilen, wozu die Macht nicht im Stande ist. Die Schlange ist so mächtig, wie der Panther; ich spreche meine Gedanken aus und ich weiß nicht, ob sie gut sind. Wollte mein Bruder der Attotarho zehn von den listigsten Schlangen seiner Nation auswählen und ich ebenso viele, so können sie unbemalt und unbewaffnet ohne zu klappern oder zu zischen durch die Wälder kriechen, bis zu der Stelle, wo der junge Mann verborgen liegt. Wenn Riemen an seinen Händen sind, so kann der Hauch der Schlange sie schmelzen, wenn eine Thür vor seinem Kerker ist, so können die Augen einer Schlange

sie durchdringen. Wenn ein Wächter da ist, so kann die Schlange sich um ihn wickeln, und viele von den Oneidahäuptlingen und Kriegern werden sich freuen, daß sie auf so freundliche Weise gezwungen worden, recht zu handeln und ein anderes Opfer zu suchen. Ich spreche meine Gedanken aus; ich weiß aber nicht, ob sie recht sind. Die, welche es besser wissen, mögen reden; denn keine Nation von den fünfen kann allein etwas gegen eine andere Nation thun, sonst zerbrechen wir in Stücke, wie ein Reißigbündel, wenn das Band zerreißt."

So redend schloß er, setzte sich dann nieder und es trat wieder die frühere Stille ein. Nach einer Pause des Nachdenkens stand der Attotarho auf, wendete sich geradezu an Herrn Prevost und sprach mit ernster Würde:

„Es ist uns leid um Dich, mein Bruder," sagte er, „und es ist uns leid um uns selber. Wir wissen, daß unser großer englischer Vater, der unter dem mächtigen Fichtenbaume sitzt, aufgebracht sein wird über seine rothen Kinder; aber sage ihm ins Ohr, und möge er sich erinnern, daß der Mohawk und der Onondaga, der Seneca und der Cayuga wegen dieser Handlung nicht zu tadeln sind. Sie sagen, die Oneidas haben hastig gehandelt und sie wollen mit einander berathen um das Feuer der Rathsversammlung, wie Du am Besten getröstet werden mö-

gest. Hast und Eile eignet sich nur für Kinder. Erwachsene Männer sind langsam und bedächtig. Warum sollten wir jetzt rasch zu Werke gehen? Dein Sohn ist sicher, denn die Oneidas können nach ihrem Gesetze kein anderes Opfer nehmen, als bis sie gewiß sind, daß der Mörder nicht zu finden ist."

Die Lippe des Herrn Prevost bebte vor innerer Aufregung, als sei er im Begriff zu reden; aber Sir William Johnson berührte ihn mit der Hand und sagte leise: „Ueberlassen Sie ihn mir." Und der Onondaga fuhr fort:

„Wir wollen unser Möglichstes für unseren Bruder thun; aber die Lerche hat nicht die Stärke des Adlers, noch der Fuchs die des Panthers; und wenn es uns fehlschlagen sollte, würde es nicht die Schuld der Mohawks oder der Onondagas sein. — Ich habe gesprochen."

Dann stand Sir William Johnson auf, da er sah, daß der Attotarho einem bestimmten Versprechen zu entgehen suchte, und er glaubte, daß bei einiger Festigkeit und mit der Unterstützung des Königs Hendrick noch etwas mehr von ihm zu erlangen sei.

„Mein Bruder, der Attotarho, hat wohl gesprochen," sagte er. „Die fünf Nationen sind im Frieden wie im Kriege verbündet. Sie nehmen die Scalps ihrer Feinde wie ein einziger Mann. Sie leben in Brüderschaft. Aber mein Bruder sagt, wenn

der Oneida ein Verbrechen begeht, so ist der Mohawk und der Onondaga, der Seneca und der Cayuga der Handlung nicht schuldig und dieser verdient daher keinen Zorn. Zugleich aber sagt er, wenn der Mann, Namens Woodchuck, einen rothen Mann erschlägt, so muß Walter Prevost, der Bruder des rothen Mannes, dafür sterben. Wie ist dies? Haben die Kinder der fünf Nationen doppelte Zungen? Sprechen sie doppelte Worte? Wenn die Onondagas nicht schuldig sind an dem, was die Oneidas thun, so ist auch Walter Prevost nicht schuldig an dem, was das bleiche Gesicht Woodchuck thut. Wolle der große Geist verhüten, daß Euer großer Vater in der Nähe der aufgehenden Sonne ungerecht handle gegen seine rothen Kinder, oder zornig über sie sein möge wegen der Thaten, die Andere gethan, aber er erwartet, daß seine Kinder der fünf Nationen seinen Kindern mit den bleichen Gesichtern dieselbe Gerechtigkeit widerfahren lassen; und wenn sie nicht entschlossen sind, die Handlung der Oneidas auf sich zu nehmen und zu sagen, ihre Handlung ist unsere Handlung, so erwartet er, daß sie etwas thun, um es zu verhindern. Mein Bruder sagt: „„Hast ist die Sache der Kinder,"" und seine Worte sind wahr. Warum haben denn die Oneidas diese hastige Handlung gethan? Wir haben keine Sicherheit, daß sie nicht noch einmal Kinder sein werden, oder daß sie, nachdem sie

dies hastig gethan, nicht noch etwas Schlimmeres ebenfalls hastig thun werden. Es ist wahr, daß Alles mit Bedacht gethan werden sollte; wir müssen uns als Männer zeigen, wenn wir wollen, daß die Kinder unserem Beispiele folgen sollen. Laßt uns denn unsere Berathung vollenden, während wir hier bei einander sind. Das Feuer brennt in unserer Mitte und wir haben Zeit genug zum ruhigen Nachdenken. Hier will ich sitzen, bis ich höre, daß meine Brüder Gerechtigkeit in dieser Sache üben und nicht zugeben wollen, daß der Sohn meines Bruders in den Händen derer bleibe, die ihn unrechtmäßigerweise gefangen genommen haben. Ja, wahrlich, hier will ich sitzen, um mich zu berathen, mit den Häuptlingen, bis die Worte der Weisheit gesprochen werden, und sollte die Sonne fünfmal um die Erde gehen, ehe unsere Berathung beendet ist. Habe ich wohl gesprochen?"

„Ja, ja!" " riefen mehrere Stimmen; darauf stand einer von den alten Sachems auf und sagte in langsamen und bedächtigen Tönen:

„Unser weißer Bruder hat das Wort der Wahrheit und Entschlossenheit. Der Oneida hat die Schnelligkeit des Hirsches, aber nicht die Weisheit der Schildkröte gezeigt. Das Gesetz des Oneida ist unser Gesetz, und er hätte wenigstens einen Monat warten sollen, um zu sehen, ob der rechte Mann zu finden sei. Der Oneida muß in Verlegenheit kommen durch

seine eigene Hast. Laßt uns ihn aus der Grube erretten, in die er gefallen ist; aber laßt es uns mit der stillen Weisheit der Schlange thun, die durch das Gras kriecht, wo Niemand sie sieht. Die Klapperschlange ist das einfältigste aller kriechenden Thiere, denn sie sagt vorher, was sie zu thun im Begriffe ist. Wir wollen weiser sein, als sie, und da unsere Gedanken gut sind, so wollen wir sie für uns behalten. Laßt uns nur sagen, der Knabe soll befreit werden, wenn die Mohawks und die Onondagas es thun können; aber laßt uns nicht sagen wie, denn ein Mann, der ein Geheimniß weggibt, beraubt sich dessen, was er nie wieder erlangen kann und begünstigt nur den Wind. — Ich habe gesprochen!"

Alle versammelten Häuptlinge sprachen ihre Billigung der Worte des alten Mannes aus und schienen die Handlung als geschlossen anzusehen. Herr Prevost wünschte freilich etwas Bestimmteres zu haben, aber Sir William Johnson nickte ihm bedeutungsvoll mit dem Kopfe zu und sagte in leisem Tone:

„Wir haben so viel, ja noch mehr ausgerichtet, als wir erwarten konnten. Es wird nöthig sein, die Verhandlung mit einigen Geschenken zu schließen, die das Siegel unseres Vertrages sein sollen."

„Aber sind sie auf irgend einen Vertrag eingegangen? Ich habe noch von keinem gehört, der von ihrer Seite gemacht worden wäre."

„So weit es die Indianer jemals thun, und mehr können Sie mit Ihrer äußersten Geschicklichkeit nicht von ihnen herausbringen," antwortete Sir William Johnson.

Dann rief er einige von seinen Leuten herein, ließ die Vorräthe öffnen und brachte einige Stücke Scharlach zum Vorschein, welches eins der ehrenvollsten Geschenke war, die man einem indianischen Häuptling anbieten konnte. Es wurde ein gewisser Theil für jeden von ihnen abgeschnitten und mit ernster Zufriedenheit angenommen. Matten und Felle wurden dann in großer Menge am Boden ausgebreitet. Lange Pfeifen wurden hereingebracht und nachdem sie beinahe eine halbe Stunde in tiefem Schweigen mit einander geraucht hatten, streckten sich die Häuptlinge am Boden aus und legten sich zur Ruhe.

Als ein Zeichen des Vertrauens und der Brüderschaft blieben Sir William Johnson und sein Gast die ganze Nacht bei ihnen, zogen sich aber an das andere Ende der Halle zurück. Sie schliefen nicht so bald ein, wie ihre dunklen Gäste. Ihre Unterredung wurde in leisen Tönen geführt, war aber dennoch lebhaft und eifrig, denn der Vater konnte nicht umhin, noch immer große Besorgniß wegen des Schicksals seines Sohnes zu empfinden, und auch Sir William Johnson war nicht ganz ohne Unruhe in Betreff der Folgen desselben Entschlusses, zu welchem er die

Häuptlinge der Mohawks und Onondagas geführt. Man hatte in der letzten Zeit Zeichen der inneren Uneinigkeit in dem großen indianischen Bunde bemerkt. Sie hatten nicht mit der Einmüthigkeit, die sie in früheren Jahren gezeigt, für England gehandelt, und es war die Politik der britischen Regierung, durch jedes Mittel alle Trennungen zu heilen und ihre Vereinigung zu befestigen, sowie auch, sie immer mehr und mehr für die englische Sache zu gewinnen. Obgleich er nicht zweifelte, daß Alles, was die Häuptlinge, mit welchen er eben die Verhandlung gehalten, thun würden, mit der äußersten Feinheit und Verschwiegenheit ausgeführt werden würde, so war doch immer die Gefahr vorhanden, einen Streit zwischen ihnen und den Oneidas herbeizuführen oder zornige Gefühle zu erregen, selbst wenn es gelingen sollte, und Sir William, der durchaus nicht unempfindlich war für den Werth der Billigung der Regierung, empfand einige Unruhe bei der Aussicht, die er vor sich sah.

Er und Herr Prevost schliefen endlich ein und am folgenden Morgen zerstreuten sich die Häuptlinge in der grauen Dämmerung eines kalten und düsteren Tages.

Zwölftes Kapitel.

Der Schnee fiel dicht — der frühe Schnee des nördlichen Amerika. Die Wälder hatten noch nicht die ganze Pracht ihres herbstlichen Laubes abgeworfen und die Flüsse und Bäche rauschten noch in ihren Betten dahin, beschränkt und eingeengt in ihren Kanälen durch einen Rand von dünnem Eise an ihren Ufern, aber noch heiter und schimmernd. Die Luft aber war rauh und kalt, der Boden hart unter den Füßen, der Himmel trübe und düster; die Flocken blieben ungeschmolzen auf der Erde liegen und bedeckten schnell das grüne Gras und die braunen Blätter.

Otaitsa schlich sich aus dem Schutze der großen Wohnung und ging durch die Hütten und durch die Oeffnung in den Pallisaden auf die Felder hinaus. Sie ging, wohin man ihr nicht nachspüren sollte und

sie wußte, daß der schnell fallende Schnee jede Fußspur auslöschen werde. Ruhig und graziös schwebte sie weiter, bis sie den Saum des tiefen Waldes erreichte und ging dann auf einem wenig besuchten Fußwege weiter, bis in der Entfernung von etwa einer halben Meile ihre Augen sich lebhaft vorwärts richteten und sie etwas Braunes still und bewegungslos unter einer Tanne liegen sah, deren Aeste beinahe den Boden berührten.

Als die Blüthe sich näherte, erhob sich ein Kopf mit glänzend schwarzem Haar bedeckt und hinten aufgerollt über einen kleinen Busch, welcher theilweise die Gestalt des Frauenzimmers verbarg, und näher kommend, fragte Otaitsa in leisem Tone:

„Kam er vorüber?“

„Nein,“ antwortete das junge Mädchen, mit der sie sprach; „es war Apukwa, der Mann der Heilkunst.“

Otaitsa bewegte ihren Kopf traurig hin und her und sagte:

„Ich verstehe.“ Dann sprach sie wieder zu dem jungen Mädchen und sagte: „Nun in die Burg zurück, durch das Gebüsch dort zu dem anderen Fußwege und dann nach Hause.“

Ihr eigener Weg führte sie noch weiter und sie ging mit demselben schwebenden Schritte vorwärts, bis sie etwa eine halbe Meile weiter sich von dem

Wege zur Rechten abwendete, und dort fand sie unter den Büschen versteckt eine alte Frau ihres Stammes, welcher sie dieselbe Frage vorlegte und fast dieselbe Antwort erhielt.

„Du empfindest Frost, Mutter," sagte Otaitsa, ihren Mantel abnehmend und ihn über die alte Frau werfend; „kehre zurück mit dem Schritte eines Maulwurfs durch die dichtesten Wege, die Du finden kannst. Wie viel weiter ist die Andere?"

„Ueber eine Meile entfernt," versetzte die alte Frau; „dicht am Fuße der Felsen."

Otaitsa gab keine Antwort, sondern eilte vorwärts zu einer Stelle, wo einige schroffe, aber nicht sehr hohe Felsen sich aus der Mitte der Wälder erhoben. Es schien Niemand da zu sein und der Fußweg theilte sich an dieser Stelle; der eine wendete sich zur Rechten und der andere zur Linken am Fuße der Felsen.

Otaitsa sah sich vorsichtig um. Sie wagte nicht zu rufen; aber endlich richtete sich ihr Auge auf eine mächtige Steinmasse, die von dem Ufer heruntergestürzt und mit jungen Kastanienbäumen bewachsen war. Der Ort schien ganz geeignet zu einem Versteck und über einige Trümmer schreitend näherte sie sich vorsichtig, als sich wieder ein Kopf erhob und eine Hand sich ausstreckte und ihr winkte.

Sie ging noch immer vorsichtig weiter und trug

Sorge, ihren Fuß nicht auf vorspringende Punkte zu setzen, wo die Spur zurückbleiben konnte, und suchte sich so weit wie möglich hinter jedem einzelnen Busche oder Baume zu verbergen. Endlich erreichte sie den Schlupfwinkel ihrer Wächterin und kauerte hinter dem Felsen an der Seite eines jungen Frauenzimmers nieder, die nur wenige Jahre älter war, als sie.

„Ist er vorübergekommen?“ fragte Otaitsa. „Welchen Weg nahm er?“

„Nach Osten,“ versetzte die Andere; „der aufgehenden Sonne zu; aber es war nicht der Bruder der Schlange. Es war Apukwa, und er hatte eine Tasche bei sich, aber kein Tomahawk.“

„Wie lange ist es, seitdem er vorübergekommen?“ fragte die Blüthe in demselben leisen Tone, den sie bisher angewendet.

„Während der Zeit könnte eine Krähe eine Meile fliegen,“ antwortete das junge Frauenzimmer. „Ist mein Mann zurück?“

„Noch nicht,“ versetzte Otaitsa. „Aber laß uns Beide gehen, denn Du sehnst Dich nach Deiner Heimath, meine Schwester, und ich bin jetzt zufrieden. Ihr Geheimniß ist mein.“

„Wie so?“ fragte die Andere; „kannst Du mit Deinen hellen Augen durch die Felsen sehen, Blüthe?“

„Der listige Mann der Heilkunst geht nicht, um zu seinem Maneto zu beten,“ antwortete Otaitsa,

„noch auch, um sich mit seinem Hawenergo zu unterreden. Auch wandert er nicht umher, um seine Fasten in der Einsamkeit der östlichen Gegenden zu erfüllen. Dort wird er kein geräuchertes Rehfleisch finden, meine Schwester, noch auch von dem Feuerwasser, welches er so sehr liebt. Aber dort, wo ich so manche Erdbeere gepflückt habe, als ich jung war, dort ist eine tiefe Spalte im Felsen, wo Du hundert Schritte, von den hohen Klippen umgeben, auf ebenem Boden weiter wandern kannst. Die wilde Katze kann nicht hinaufspringen und das Reh blinzelt, wenn es hinunterblickt. Es hat nur einen engen Eingang, denn die Oeffnung des Felsens ist nur halb offen und ich weiß jetzt, wo sie meinen Bruder verborgen haben. Das ist Otaitsa genug für diesen Abend."

„Und was willst Du thun?" fragte ihre Begleiterin.

„Ich weiß es noch nicht," antwortete die Blüthe. „Der Himmel wird dunkler — die Nacht rückt heran und wir müssen der untergehenden Sonne folgen, wenn wir nicht wollen, daß Apukwa uns sehe. Wir haben noch Zeit; denn der düstere Ort, zu dem er geht, ist noch zweitausend Schritte weiter entfernt. Komm! Halte Dich überzeugt, liebe Schwester, ich werde Dich um Deinen Beistand anrufen, wenn es nöthig ist, und Du wirst ihn mir ebenso

wenig verweigern, wie die Blume der Biene den Honig verweigert. Tritt vorsichtig auf an den niedrigen Stellen, damit sie die Spuren Deiner Füße nicht sehen."

So redend führte Otaitsa sie den Weg aus dem Versteck. Sie hatte eine ruhigere Miene angenommen, denn sie wußte, daß Apukwa weit zu gehen hatte, doch ging sie mit ebenso vorsichtigem Schritte, damit er die Fußspuren auf dem Schnee nicht sehe, wenn er vor Anbruch der Nacht zurückkehren sollte.

Sie waren etwa zehn Minuten gegangen, als leise den Fußweg von Osten her schleichend der Mann der Heilkunst am äußersten Winkel des Felsens erschien; aber er war nicht allein. Der Indianer, den sie den Bruder der Schlange nannten, war bei ihm. Der Letztere aber blieb an der Stelle, wo er nach beiden Richtungen hinsehen konnte, während Apukwa rasch näher kam. An der Stelle, wo der Weg sich theilte, blieb er stehen, blickte lebhaft auf den Boden nieder und neigte seinen Kopf fast bis zu seinen Knieen. Dann schien er etwas auf dem Fußwege zu der indianischen Burg aufzuspüren, wendete sich dann wieder um, ging langsam zu dem Felsen hin und verfolgte genau den Pfad, auf welchem die beiden Frauenzimmer zurückgekehrt waren.

Endlich schien er zufriedengestellt zu sein, be=

schleunigte seinen Schritt und kehrte zu seinem Kameraden zurück.

„Du hast Recht, Bruder,“ sagte er, „es waren ihrer zwei. Was trübte Deine Augen, daß Du nicht sehen konntest, wer sie waren?“

„Ich war weit entfernt,“ antwortete der Andere, „und es folgt ein Schatten dem anderen.“

„War nicht die eine davon Otaitsa?“ fragte der Mann der Heilkunst langsam. „Konnte der Bruder der Schlange nicht die Blüthe erkennen?“

„Wenn meine Augen mich nicht täuschten, so war sie es nicht,“ versetzte sein Begleiter. „Nie sah ich die Tochter des großen Sachem, selbst wenn die Sonne am heißesten schien, ohne ihren Mantel ausgehen. Dieses Weib hatte keinen.“

„Welches Weib?“ fragte Apukwa; „Du sagtest, es wären zwei gewesen.“

„Eine kam und zwei gingen,“ versetzte der andere Oneida; „aber die zweite konnte nicht die Blüthe sein, denn sie war groß. Die andere hätte es sein können, aber sie hatte keinen Mantel und erschien kleiner, als des schwarzen Adlers Tochter — mehr gleich Koya, der Tochter des Bären. Wie waren die Spuren der Moccasins?“

„Der Schnee fällt stark und bedeckt alle Fußtritte, so wie die Zeit die Ueberlieferungen unserer Väter bedeckt,“ versetzte der Mann der Heilkunst;

„sie waren nicht deutlich, mein Bruder. Die eine Spur war größer, als die andere, aber das war Alles, was ich sehen konnte. Doch ich erkenne die Blüthe in dieser Sache, mein Bruder. Die Verehrerin des Gottes der bleichen Gesichter möchte das Leben des bleichen Gesichts retten. Sie liebt wohl den Knaben zu sehr, wie ihr Vater das weiße Weib liebte. Sie war oft in Prevost's Wohnung mit dem bleichen Priester oder ihrem Vater — sehr oft, und sie hielt sich lange dort auf. Jenem Wege folgt sie lieber, als jedem anderen; und vielleicht denkt der schwarze Adler, daß seine Blüthe geeignet ist, in den Wohnungen der Yengees zu blühen und daß sie zu schön ist für den rothen Mann. Hat nicht mein Bruder solche Träume geträumt? Hat nicht sein Maneto ihm solche Dinge zugeflüstert?"

„Das hat er," antwortete der Bruder der Schlange in strengem und bedeutungsvollem Tone; „und mein Tomahawk ist scharf. Aber wir müssen uns hierüber mit unseren Brüdern berathen, um uns zu versichern, daß keine doppelte Zungen unter uns sind. Wie sollten sonst diese Weiber unsere Spuren sehen, da wir sie doch mit Laub bedeckt haben?"

Es ist wahrscheinlich, daß dieser letzte Ausdruck nur figürlich angewendet wurde und nicht ausdrücklich andeuten sollte, daß eine unter den Indianern sehr gewöhnliche Vorsichtsmaßregel in diesem Falle wirklich

angewendet worden sei, sondern daß man nur sorgfältig jede Entdeckung von Seiten der Frauen der Nation in Betreff des armen Walter Prevost verhindert habe.

„Meine Zunge ist einfach," sagte der Bruder der Schlange; „und wenn ich eine doppelte Zunge hätte, würde ich sie anwenden, wenn mein Feind unter meinem Scalpirmesser wäre? Ueberdies, bin ich nicht mehr, als mein Bruder?"

Und seinen Arm entblößend, deutete er mit dem Finger auf jenen kleinen blauen Streifen, den Woodchuck dem Lord H. in Albany auf seinem Arme gezeigt hatte.

„Mein Bruder horcht mit den Ohren des Hasen," sagte Apukwa. „Die Honontkoh verrathen einander nie. Aber es giebt junge Männer bei uns, die nicht unserem Orden angehören. Einige sind Gatten, einige sind Liebende, und mit den Weibern werden sie Weiber. Doch müssen wir wachsam sein, um nicht unsere eigene Heerde zu zerstreuen. Es darf kein Wort des Zornes ausgesprochen werden; aber unsere Wache muß sicherer sein. Geh Du in Deine Hütte, und morgen, während der Osten noch weiß ist, laß uns Berathung halten in dem Wigwam weiter dem See hinunter. Der Wind weht stark und es wird noch mehr Schnee fallen, um unsere Spur zu bedecken."

So redend trennten sie sich für die Nacht.

Aber früh am nächsten Morgen machten sich aus einem der kleinen befestigten Dörfer der Indianer, einige Meilen von ihrer großen Burg, nicht weniger als sechs junge Männer zu verschiedenen Zeiten auf den Weg und wanderten gesondert durch die Wälder. Der Eine sagte zu seiner Frau, als er sie verließ:

„Ich gehe, um das Musethier zu jagen.“ Ein Anderer sagte zu seiner Schwester: „Ich gehe, um ein Reh zu tödten.“ Ein Dritter erzählte seiner Gattin dieselbe Geschichte; aber sie lachte und antwortete:

„Du bist vorsichtig mit dem, was Dein ist, mein Gatte. Die Wahrheit ist zu kostbar, um bei allen Gelegenheiten angewendet zu werden, Du bewahrst sie für die Zeit der Noth auf.“

Der Mann streichelte lächelnd ihre Wange und sagte:

„Behalte Dein Geheimniß für Dich, Frau; und wenn ich Dir lüge, mußt Du Dich stellen, als ob Du es nicht weißt.“

Dreizehntes Kapitel.

In der Kette von niedrigen Klippen, die sich in der Entfernung von vier oder fünf Meilen von dem Oneidadorfe dahinzog, und bis zu welcher sich wahrscheinlich einst das Wasser des Sees erstreckt hatte, war ein tiefer Einschnitt oder Spalte in dem harten Felsen, vierzehn oder funfzehn Ellen weit an der breitesten Stelle und enger an der Mündung, als im Innern. Einer von den Felsen ragte zu der Zeit, wovon wir reden — obgleich große Massen heruntergefallen sind und den Anblick der Scene sehr verändert haben — beträchtlich über die Grundfläche hinaus, und zwar so weit, daß er fast die gegenüberstehende Klippe berührte, wodurch die Mündung der Spalte fast das Aussehen einer Höhle erhielt. Zu beiden Seiten waren die Wände dieser düsteren Schlucht

senkrecht — an einigen Stellen sogar überhängend, und am Ende, wo man hätte erwarten sollen, daß sie sich allmälig mit dem ebenen Lande verbinden werde, wurde der allgemeine Charakter der Scene nur verändert durch eine Spalte von funfzehn oder sechzehn Fuß vom Boden, welche die vordere Seite der Klippe fast in zwei gleiche Theile theilte. Unter dem Vorsprunge befand sich eine Höhlung von vier oder fünf Fuß Tiefe, die das Hinaufsteigen von dieser Seite unmöglich machte.

Es ist wahrscheinlich, daß zu einer Zeit in der langen unbekannten Vergangenheit Amerika's ein Fluß über den Rand der Klippe niederströmte und endlich den festen Felsen wegspülte, und, wie es beim Niagara der Fall ist, den Wasserfall mit jedem folgenden Jahre weiter zurückbrachte, aber ohne die Steilheit des Falles zu vermindern. Der Stein war von lockerer Beschaffenheit und zerbrach bei den verschiedenen Umständen der Jahreszeiten zu seltsamen und unförmlichen Gestalten, und da der Ort selten oder nie von den Strahlen der Sonne besucht wurde, so wäre es ein sehr düsterer und unheimlicher gewesen, hätten sich nicht einige leichte und federartige Gesträuche und Bäume an verschiedenen vorspringenden Punkten erhoben, besonders wo der erwähnte Felsrand die frühere Lage des Wasserfalles bezeichnete.

Unter jenem Felsvorsprunge hatte man zu jener

Zeit hastig eine kleine indianische Hütte errichtet, die aus Stäben bestand, die man in den Boden geschlagen und geschickt genug mit Baumrinde, Zweigen und anderen Materialien des Waldes bedeckt hatte. Die Thür war offenbar aus der Ferne herbeigetragen worden, denn sie schien alt zu sein und es waren seltsame Figuren mit rother Farbe darauf gemalt. Vor dieser Thür war ein großer Riegel angebracht, der in der That nutzlos gewesen sein würde, wären nicht die Stäbe, welche die Wände der Hütte bildeten, dicht bei einander gewesen, wodurch sie in der Wirklichkeit viel stärker wurde, als eine gewöhnliche indianische Hütte.

An dem Tage nach Otaitsa's Expedition, die wir im vorhergehenden Kapitel erwähnt haben, versammelten sich sechzehn bis achtzehn Oneidas von verschiedenem Alter, aber keiner weit im Alter vorgeschritten, um die Mündung der Höhle und sprachen mehrere Minuten in leisen Tönen und in ihrer gewohnten langsamen und bedächtigen Weise mit einander. Am Ende ihrer Unterredung setzte sich der Eine auf einen Stein in der Nähe des Einganges, zwei traten in die Spalten ein und die Uebrigen zerstreuten sich in verschiedenen Richtungen durch die Wälder.

Die Beiden, welche eintraten, näherten sich der Hütte und folgten einander so nahe, daß der Fuß

des Einen in die Spur des Anderen trat, und als sie die Hütte erreichten, nahm der Vorderste die Querstange weg und öffnete die Thür, so daß das Licht in das dunkle Gemach fiel. Der Anblick, der sich hier darstellte, war ein höchst schmerzlicher.

Dort auf dem Boden sitzend, den Kopf fast bis zu den Knieen heruntergebeugt, sein braunes Haar wild und struppig über sein Gesicht fallend, seine Kleidung beschmutzt und an einigen Stellen zerrissen und seine Hände bleich und abgemagert, saß der arme Walter Prevost als ein Bild der Verzweiflung. Alle Thätigkeit seiner lebhaften, ungestümen Natur schien erloschen, der Blick der glücklichen jugendlichen Freude war gänzlich dahin und mit demselben die warmen Hoffnungen und glühenden Bestrebungen, die Träume von künftigem Glück und Größe, von Liebe, Freude und Zärtlichkeit. Der Sonnenschein war dahin und erhellte nicht mehr sein Leben.

Er erhob seinen Kopf nicht, als die Indianer eintraten; still und unempfindlich, wie sie, saß er ohne Wort oder Bewegung da; selbst die Sinne schienen erstorben in dem lebendigen Grabe, worin er eingeschlossen war. Aber der Anblick erregte kein Mitleid in ihnen.

Ihn mit neugierigem, listigem, schlangenartigem Blicke ansehend, legte Apukwa eine Tasche, die er trug, und welche geräuchertes Rehfleisch und gedörr-

ten Mais enthielt, vor ihn hin; und nachdem er ihn einen Augenblick beobachtet hatte, ohne sein Gesicht zu verändern, sagte er in kaltem Tone:

„Hier ist Speise — nimm und iß."

Als ob der Ton seiner verhaßten Stimme den Jüngling aus einem Todesschlafe erwecke, sprang Walter plötzlich auf und rief:

„Warum sollte ich essen und mein Elend verlängern? Tödte mich! Nimm Deinen Tomahawk und zerschmettre mir den Kopf! Mache meiner Qual ein Ende, der schrecklichsten, welche Dein teuflisches Geschlecht je erfunden hat!"

Die beiden Indianer stießen ein leises, ruhiges und zufriedenes Lachen aus.

„Wir können Dich nicht tödten," sagte der Bruder der Schlange, „bis wir wissen, daß Dein Bruder mit dem bleichen Gesicht, der unseren Bruder getödtet, nicht anstatt Deiner gefunden werden kann."

„Er ist weit außer Eurem Bereiche," rief Walter heftig; „er wird nie in Eure Gewalt kommen. Ich half ihm zu entfliehen; ich befreite ihn von Euch. Tödtet mich, tödtet mich — Hunde von Indianern! Eure Herzen sind Wolfsherzen — Ihr seid nicht Männer, Ihr seid Weiber, die das Tomahawk nicht anzuwenden wagen. Ihr seid der Spott Eurer Feinde. Sie lachen über die Oneidas, sie speien sie an. Sie sagen, sie sind Kinder, welche nicht eher einen Feind

zu tödten wagen, als bis die alten Männer sagen: Tödte ihn. Sie fürchten die Ruthe ihres Häuptlings. Sie gleichen Hasen und Kaninchen, die bei der Stimme des Windes zittern."

Es war vergebens, sie reizen zu wollen. Sie schienen sich nur an seinem Zorn zu erfreuen und an den bitteren Worten, die derselbe hervorrief.

„Iß und trinke, sagte Apukwa kalt, sobald Walter schwieg; „denn wir wollen Dich binden. Wir müssen auf die Jagd gehen, wir müssen das Korn mahlen — wir können Dich nicht jeden Tag beobachten, bis die Zeit des Opfers kommt. Iß und trinke also, denn hier sind die Riemen."

Walter starrte ihn einen Augenblick an und ergriff dann eine mit Wasser gefüllte Gurke, die der Bruder der Schlange gebracht hatte, und leerte sie auf einen Zug. Dann warf er sie von sich, stand still und finster vor ihnen und sagte:

„Ich will Euch nicht täuschen. Von jetzt an will ich nicht mehr essen. Bindet mich, wenn Ihr wollt. Ich kann so gut fasten, wie Ihr Indianer."

Die beiden Männer sahen einander an und schienen verlegen zu sein, wie sie handeln sollten, denn wenn er bei seinem Entschlusse blieb, war in der That ihr Zweck verfehlt. Nach ihrem Aberglauben forderte der Tod ihres Verwandten unbedingt Blut; und durch den Hungertod konnte der Gefangene ihren Händen

entgehen. Dennoch wagten sie nicht, der Entscheidung der Häuptlinge ungehorsam zu sein.

Ein Zeichen wurde zwischen ihnen gewechselt, und den armen Jungen rauh ergreifend, banden sie seine beiden Hände und Füße und verschlangen die starken Riemen von Wildleder zu festen und fast unauflöslichen Knoten. Er stand ganz still und unthätig da, und als es geschehen war, warf er sich wieder auf den Boden nieder und wendete sein Gesicht von ihnen ab. Die beiden Männer sahen ihn einige Augenblicke an, verließen dann schweigend die Hütte und legten die Querstange wieder vor die Thür.

Eine Zeitlang, nachdem sie fort waren, lag Walter gerade an der Stelle, wo er hingefallen war. Die Gefühllosigkeit der Verzweiflung hatte sich seiner bemächtigt. Leben — Nachdenken — Gefühl — Alles war eine Last für ihn geworden. Die vielen Tage, die er in jener düsteren, einsamen und stillen Wohnung verlebt hatte, brachten eine Wirkung auf seinen Geist hervor, welche oft von der einsamen Gefangenschaft herzurühren pflegt. Der Uebergang ist leicht von Angst, Kummer und Furcht durch Schwermuth und Trübsinn zur Verzweiflung und zum Wahnsinn. O Mensch! schließe nie die Hoffnung von einem Mitgeschöpfe aus; oder wenn es sein muß — wenn das Verbrechen eine unerbittliche Strafe fordert, so gieb den Tod, wenn Du die Hoffnung dieser Welt hin-

wegnimmst, was auch eine falsche Menschenliebe dagegen sagen mag, denn da öffnest Du die Pforte des Grabes für ein helleres Licht, als das, welches erloschen ist. Das allsehende Auge strahlt nicht nur Licht, sondern auch Gnade von sich.

In jener todtähnlichen Stille lag er mehrere Stunden da und während dieser ganzen Zeit vernahm er kein Geräusch, welches die düstere Einförmigkeit des Tages unterbrach. Durch das Leiden war sein Ohr sehr empfindlich geworden; aber der Schnee fiel geräuschlos; die wilden Thiere waren in ihren Höhlen und Schlupfwinkeln und selbst der Wind war stumm.

Plötzlich vernahm er ein Geräusch. Was war es? Es glich dem Zerbrechen eines Zweiges hoch über seinem Kopfe. Dann rollte ein Stein herunter und rasselte über das Dach von Rinde dahin und schob den Schnee vor sich her. Noch ein Zweig krachte und dann trat eine Stille ein, welche ihm stundenlang zu währen schien.

„Es ist ein Panther oder eine Bergkatze oben in den Bäumen," dachte er und legte seinen halb erhobenen Kopf wieder auf den Boden nieder.

Nein! Die Querstange wurde ergriffen. Er hörte, wie sie sich bewegte. Waren die Indianer zurückgekehrt, um ihm die Nahrung aufzudrängen? Die Berührung der Stange schien aber schwach zu sein im

Vergleich mit der ihrigen. Die schwere Stange wurde langsam und mit Anstrengung entfernt. Walter's Herz schlug — es traten Erscheinungen vor seinen Geist — die Hoffnung flackerte auf und er erhob sich so gut er konnte aus seiner sitzenden Stellung. Vom Boden konnte er nicht aufstehen, denn seine Hände waren gebunden.

Langsam und leise öffnete sich die Thür, das Licht drang herein und in der Helle stand die schöne Figur der Blüthe, ihren Kopf halb abgewendet, als ob sie horche. Ihr langes, wellenförmiges Haar, welches sich aufgelöst hatte und hie und da von dem weißen Schnee bedeckt war, fiel fast zu ihren Füßen nieder. Sie war nur leicht gekleidet, hatte keinen Mantel oder Oberkleid an und trug nur ein gesticktes indianisches Frauenhemd, welches von einem Gürtel zusammengehalten wurde und ihre Arme und Füße unbedeckt ließ. Ihre Hände waren zerrissen und blutig und ihr Gesicht und ihre Stirn von den Stacheln der Dornen zerkratzt; aber dennoch, als sie dastand und horchte, war sie der lieblichste Anblick, den Walter Prevost je gesehen.

So horchte sie einen Augenblick, dann blickte sie in die Hütte, sprang vorwärts, schlang ihre Arme um seinen Hals und weinte, wie sie noch nie geweint hatte.

„Mein Bruder — mein Gatte!“ rief sie, in=

dem sie ihre Stirn auf seiner Schulter ruhen ließ. „Endlich hat Otaitsa Dich gefunden!“

Gern hätte er sie auch mit seinen Armen umschlungen; gern hätte er sie an sein Herz gedrückt; gern hätte er ihr gesagt, wegen einer solchen Liebe, wie die ihrige, könne er den Tod oder selbst das Leben oder jedes Schicksal ertragen. Aber seine Hände waren gebunden und seine Zunge von Gemüthsbewegung gelähmt.

Einige Augenblicke vergingen schweigend und dann sagte Otaitsa:

„Die grausamen Wölfe haben Dich gebunden; aber Otaitsa will Dir die Freiheit wiedergeben.“

Im Augenblick waren ihre zarten kleinen Finger mit den Riemen beschäftigt und mit der Schnelligkeit des Gedankens waren alle aufgelöst; aber während sie damit beschäftigt war, tröpfelte das Blut von ihren Fingern auf seine Handgelenke, während er sie zärtlich an sein Herz drückte und sagte:

„Du blutest, meine Blüthe. O! Otaitsa, was hast Du gewagt, was hast Du unternommen, um Walters willen?“

„Nur wenig, mein Geliebter,“ antwortete sie; „ich wollte, es wäre zehnmal mehr, um meine Liebe zu beweisen. Was! sie haben Dir Speisen hingestellt und Dir die Hände gebunden, damit Du vor Hunger sterben und die Speisen vor Dir sehen mö=

gest, ohne sie abreichen zu können! Pfui über die grausamen Ungeheuer!"

„Nein, nein, meine Otaitsa," entgegnete Walter, „ich wollte nicht essen. Ich wünschte zu sterben. Ich wußte nicht, daß ein Engel kommen würde, mir beizustehen und mich aufzuheitern."

„Und Dich zu befreien, mein Walter," antwortete Otaitsa mit heiterem Lächeln. „Ich hoffe, es ist gewiß, mein Geliebter. Auf dem Wege, auf dem ich kam, kannst Du auch gehen."

„Wie kamst Du?" fragte Walter, sich zu ihr setzend und sie fester an seine Brust drückend. „Ich dachte, es wäre Jedermann unmöglich, zu mir zu gelangen, so verborgen ist dieser Ort und so strenge bewachen sie mich. Es muß sehr gefährlich für Dich gewesen sein, meine Blüthe. Bist Du nicht verletzt?"

„O nein," antwortete sie, „auch war die Gefahr nicht sehr groß. Gott gab mir Flügel, um zu Dir zu fliegen. Die Liebe hielt mich aufrecht. Aber ich muß Dir sagen, wie ich hieher gekommen bin. Ich habe eine Freundin, die Frau eines Deiner Feinde, welcher das Herz ihres Mannes immer geöffnet ist. Von ihr erfuhr ich alle ihre Pläne; wie sie den Wald unterhalb der Felsen mit Wächtern angefüllt, wie sie jeden Fußweg besetzt haben. Sie ließen sich niemals träumen, daß von der Morgen=

seite ein Weg über den Felsen in die Schlucht hinunter gefunden werden könnte. Ich sann über diese Kunde nach und erinnerte mich, daß ich als kleines glückliches Kind einmal, um Früchte zu suchen, vermöge der Gesträuche und Spalten eine Strecke hinunter geklettert war, und ich stellte meinen Plan dem ihrigen entgegen. Ich nahm zwei Stricke mit, die ich schon längst aus der zähen Rinde einer Pflanze gedreht, machte einen weiten Umweg und erreichte die Fläche oberhalb der Klippen. Meine einzige Mühe war, von jener Seite die rechte Stelle zu finden, denn ich wußte, daß eine Wolke zwischen mir und Deinen Feinden war und daß ich ungesehen wanderte. Endlich aber fand ich den Felsen, von wo ich die Spalte übersehen konnte. Ich warf Alles von mir, woran sich die Dornen festhalten konnten und mit Hülfe der Stricke kam ich so weit herunter, bis ich festen Fuß fassen konnte. Da war ein Baum, ein kleiner Baum auf dem Gipfel und ich prüfte ihn, ehe ich ihm traute. Ein Ast zerbrach, aber Wurzel und Stamm standen fest, wie an den Felsen geheftet. Daran befestigte ich das eine Ende des Strickes und ließ mich leicht hinunter zu einem Vorsprunge, wo ein größerer und stärkerer Baum stand. Ein Stein aber löste sich unter meinem Fuße und fiel rasselnd hinunter. Dann schlang ich den Strick wieder um den starken Baum und erreichte so den oberen Rand

des Felsens; da ich aber einiges Geräusch verursacht hatte durch das Abbrechen des Zweiges und das Hinunterrollen des Steines, so stand ich eine Weile hinter den Büschen da, um mich zu überzeugen, ob ich nicht vielleicht entdeckt worden sei. Endlich aber beruhigte ich mich darüber und nun mußte mir der andere Strick helfen. Ich befestigte ihn an den ersten, benutzte jeden vorspringenden Stein und jedes kleine Gesträuch und kam so langsam hinunter. Auf demselben Wege werde ich zurückkehren, mein Geliebter, und so muß auch mein Walter diese Nacht zu seinen Leuten zurückkehren."

„Warum nicht jetzt mit Dir?" fragte Walter lebhaft. „Laß Otaitsa mit mir gehen, und wenn wir meines Vaters Haus erreichen, soll sie mein Weib werden. O wie freudig wird er sie an sein Herz drücken! Wie zärtlich wird Editha sie Schwester nennen!"

„Es kann nicht sein, Geliebter," antwortete sie. „Ich kam, um meinen Geliebten zu retten, der der Gemahl meines Herzens ist, aber nicht, meinen Vater zu verlassen, bis er mich Dir giebt; und überdies würde Niemand dasein, um uns zu helfen. Diese Nacht mußt Du an den Stricken und Büschen zu dem Gipfel der Klippe hinaufklettern, wenn, so weit Du berechnen kannst, sechs Stunden der Dunkelheit vergangen sind. Auf dem Gipfel wirst Du Leute Dei-

ner wartend finden. Es sind nur Weiber, aber sie lieben Dich alle und mich ebenfalls, und sie haben bei dem großen Geiste geschworen, Dich zu befreien, und wenn es ihr Leben kosten sollte. Jede wird Dir auf irgend eine Weise behülflich sein. Die eine hat ein Canoe auf dem Flusse — eine andere weiß die dunkelsten Wälder auf der Mohawkseite und kann Dich gut führen. Andere werden Dich Wood Creek hinunter zu Sir William Johnson's Burg führen, wo Du sicher sein wirst. Iß jetzt, mein Geliebter, denn Du mußt Stärke haben und Otaitsa muß Dich bald verlassen. Ehe ich gehe, muß ich Dir wieder die Hände binden, denn Deine Feinde könnten vor der Nacht kommen; doch will ich sie so binden, daß Du den Knoten mit Deinen Zähnen auflösen kannst; auch will ich den Riegel so vorschieben, daß ihn selbst eine schwache Hand entfernen kann."

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als ein leises höhnisches Gelächter in ihre Ohren drang und zwei oder drei dunkle Gestalten den Thüreingang beschatteten. Otaitsa sprang sogleich auf und zog ein Messer aus ihrem Gürtel.

„Zurück!" rief sie laut in der Irokesensprache, als die Männer hereindrangen. „Ich bin die Tochter Eures großen Häuptlings und das Blut des schwarzen Adlers duldet keine Berührung."

„Wir wollen Dich nicht anrühren, Blüthe,"

antwortete Apukwa. „Du sollst frei ausgehen, denn der schwarze Adler ist ein großer Häuptling, ein mächtiger Krieger, den sein Volk verehrt. Aber unseren Gefangenen behalten wir; und obgleich Du seine Bande gelöst hast, können wir sie wieder befestigen. Stecke Deinen Tomahawk wieder in Deinen Gürtel, Bruder der Schlange. Es darf hier kein Blut kosten, wenn es gleich hungrig ist, wie ich wohl weiß. Er soll sterben, aber nicht jetzt.“

Während er sprach, streckte er seinen Arm zwischen dem jungen Indianer und Walter aus, der sich vor Otaitsa gestellt hatte, wie zu einem verzweifelten Kampfe, wenn er sehen sollte, daß man ihr Etwas zu Leide thun wolle.

Die Worte des Arztes und Priesters beruhigten ihn indessen darüber und es war nur zu deutlich, daß aller Widerstand von seiner Seite vergebens sein werde. Einige Stunden vorher hatte er sich den Tod erbeten; aber die Ankunft der Blüthe hatte alle seine Gedanken und Gefühle verändert, seine Hoffnung wieder belebt und seine Festigkeit und Beharrlichkeit wieder hergestellt. Er war bereit zu leben und zu erwarten, was der nächste Tag ihm bringen werde; die Liebe und Aufopferung jenes schönen Wesens machte, daß das Dasein zu schätzbar erschien, um die geringste Wahrscheinlichkeit der Erhaltung zu versäumen. Er ließ sich also binden, während Otaitsa ihren Kopf

abwendete und gegen die Thränen ankämpfte, die hervordringen wollten. Sie mußte eine große Anstrengung anwenden, aber die Entschlossenheit siegte, und mit einer stolzen Miene, sehr verschieden von der Zärtlichkeit ihres Benehmens, die sie einige Augenblicke vorher gezeigt hatte, winkte sie den Indianern mit der Hand, ihr Platz zu machen.

„Unwürdige Oneidas! Ich werde meinem Vater meinen eigenen Bericht erstatten und ihm sagen, daß ich, während sein Blut warm in meinem Herzen geglüht, hieher gekommen, um meinen Bruder, meinen Geliebten und Gatten zu retten und ihm vorherzusagen, daß das Tomahawk, welches auf jenes geliebte Haupt fällt, auch Otaitsa's Leben endet. Aber fürchte Nichts, Walter," fuhr sie fort, indem sie sich zu diesem wendete, „fürchte Nichts, mein Geliebter. Lebe und trotze Deinen Feinden. Du sollst dennoch befreit werden, diese Männer mögen thun, was sie wollen. Es ist im Himmel beschlossen, daß Du nicht durch ihre Hände umkommen sollst."

So redend verließ sie die Hütte, und während zwei von den Oneidas dicht hinter ihr folgten, trat sie ihren Rückweg zu der Burg an.

Als sie das Thor der Pallisaden erreichte, bemerkte sie sogleich eine beträchtliche Thätigkeit und Bewegung im Innern, obgleich nur Frauen, Jünglinge und Kinder zu sehen waren.

„Wo ist der schwarze Adler?“ fragte sie die erste Frau, die ihr begegnete. „Ist er in seine Wohnung zurückgekehrt?“

„Er kehrte mit vierzig Kriegern zurück,“ versetzte die Andere in ernstem Tone, „bemalt zur Schlacht, wie er, und er ist auf den Kriegspfad gegangen und hat alle Krieger mitgenommen, die er finden konnte.“

„Gegen wen?“ fragte Otaitsa in so ruhigem Tone, wie sie nur annehmen konnte, obgleich ihr Herz rasch schlug.

„Wir wissen es nicht,“ versetzte die Frau traurig; „aber es verbreitete sich eine Kunde, die aus der Dunkelheit hervorkam, die Niemand durchdringen konnte, daß der schwarze Adler gegen unsere Brüder die Mohawks und Onondagas gezogen sei. Es wurde gesagt, sie hätten das Beil aufgegraben und den Baum des Friedens umgehauen vor der Thür der Oneidas.“

Otaitsa schlug ihre Hände zusammen, neigte ihren Kopf und that einige Schritte auf die Thür der Wohnung zu. Dann wendete sie sich zu den beiden Männern, die ihr gefolgt waren, und sagte mit Bitterkeit:

„Und Ihr waret abwesend, als der schwarze Adler seine Krieger zusammen rief? Ihr thatet recht,

denn Ihr seid Weiber und habt nur Muth, einen Gefangenen zu quälen."

Mit diesen Worten ging sie ruhigen Schrittes in die Wohnung, und dort, wo kein Auge sie sehen konnte, gab sie sich in Thränen allen traurigen und bitteren Gefühlen ihres Herzens hin.

Vierzehntes Kapitel.

Durch die weiten Wälder, die zwischen dem mächtigen Gebiete der Mohawks und dem schönen Lande der Oneidas liegen, zog an dem Morgen des Tages, dessen Ereignisse wir theilweise schon berichtet haben, ein kleiner Trupp Indianer auf die gewohnte verstohlene Weise dahin. Sie trugen ihre Friedenskleider. Jeder war vollständig nach indianischer Sitte gekleidet; die vielfarbige Matte hing von ihren Schultern und belästigte sie ein wenig in ihrem Fortschritte. Sie wählten die schmalen Fußpfade; doch war es nicht so leicht, sich zu verbergen, wenn dies ihr Zweck war, wie es in einer anderen Kleidung und zu einer anderen Zeit gewesen wäre, denn wenn sie nicht vielleicht an einem noch glänzend belaubten Zuckerahornbaume oder an einer schönen braunen Eiche vorüber-

gingen, stach die helle Farbe ihrer Kleidung mächtig gegen das dunkle Immergrün und den weißen Schnee ab.

Der Trupp schien schon die Nacht durch gewandert zu sein, denn sobald der Morgen dämmerte, blieb der Vorderste stehen und ohne seine Stellung zu verändern, um keine neue Spuren im Schnee zu machen, unterredete er sich mit den Folgenden über seine Schulter. Ihre Unterredung war kurz und sie läßt sich in folgender Weise wiedergeben:

„Wollen wir hier Halt machen oder weiter gehen? Die Augen des Tages sind im Osten geöffnet.“

„Laßt uns bis Mittag hier bleiben,“ sagte ein älterer Mann hinter ihm. „Die Oneidas gehen um die Mitte des Tages immer in ihre Wohnung. Sie sind Kinder. Sie bedürfen des Schlummers, wenn die Sonne hoch steht.“

Eine andere Stimme wiederholte denselben Rath, und Einer nach dem Anderen von der Spur in das Dickicht springend, sammelten sie sich unter einer mächtigen Tanne, wo der Boden frei vom Schnee war, und setzten sich im Kreise unter den Zweigen nieder. Dort brachten sie ihre Zeit fast schweigend zu. Einige Speisen wurden zum Vorschein gebracht, sowie auch ein wenig Rum, das unheilvolle Geschenk der Engländer; aber es wurden sehr wenige Worte gesprochen und die einzigen Sätze, die der Wiederholung werth sind, waren:

der listige Mohawk; „aber warum ist der schwarze Adler auf dem Kriegspfade? Wer hat das Beil aufgegraben gegen die Oneidas?"

„Der schwarze Adler hatte einen Traum," versetzte der Häuptling, um welchen sich jetzt zahlreiche zum Kriege gerüstete Oneidas versammelt hatten; „und in seinem Traume sah er zehn Männer vom Mittag her in das Land der Oneidas einrücken und zehn Männer von der Seite des kalten Windes her, sie trugen die Tracht des Friedens und nannten sich Brüder der Kinder des Steines. Aber die Augen des schwarzen Adlers waren stark in seinem Traume und er durchschaute ihre Brust und ihre Herzen waren schwarz, und eine Stimme flüsterte ihm zu, sie kämen, um den Oneidas zu stehlen, was sie nicht ersetzen können und den Kindern des Steines eine Last aufzuerlegen, die sie nicht tragen wollen."

„War es nicht die Stimme des Singvogels?" fragte der junge Mohawkhäuptling. „Wurde der Traum nicht vom bösen Geiste gesendet?"

„Ich weiß es nicht," antwortete der schwarze Adler. „Aber der schwarze Adler glaubte dem Traume, und emporfahrend rief er seine Krieger um sich, schickte das Luchsauge, den Sachem des Bären, gegen Mitternacht und führte seine eigenen Krieger nach Süden, indem er sagte: laßt uns gehen und diesen zehn Männern begegnen und ihnen sagen, wenn sie wirklich

stehen, als wären sie plötzlich in Stein verwandelt worden; aber jeder legte beim ersten Impulse die Hand an seinen Tomahawk. Alle horchten auf die Wiederholung des wohlbekannten Kriegsgeschreies und jeder fragte sich, was solch ein Ton in einem Lande bedeuten könne, wo die Indianer alle unter sich in Frieden wären, und wo man keine Nachricht von einem fremden Feinde erhalten hatte; aber Niemand sprach ein Wort, nicht einmal leise zu seinem Nebenmanne.

Plötzlich erschien eine einzelne Figur, groß, mächtig und gebieterisch, vor ihnen auf dem Fußpfade — ein Mann, der allen Gegenwärtigen wohl bekannt war. Es war der schwarze Adler, jetzt befiedert und bemalt zur Schlacht, seine Büchse in der Hand und sein Tomahawk bereit.

„Seid Ihr Mohawks?“ fragte er, als er näher kam; „sind wir Brüder?“

„Wir sind Mohawks und Brüder,“ versetzte der Anführer des Trupps; „wir wandern nur durch den Wald und suchen Etwas, was verloren gegangen ist.“

„Was ist es?“ fragte der schwarze Adler strenge; „Nichts ist verloren, was nicht gefunden werden kann. Mag auch der Schnee es auf einige Zeit bedecken; aber wenn der Schnee schmilzt, wird es ans Licht kommen.“

„Es ist der Rock eines jungen Burschen,“ sagte

der listige Mohawk; „aber warum ist der schwarze Adler auf dem Kriegspfade? Wer hat das Beil aufgegraben gegen die Oneidas?“

„Der schwarze Adler hatte einen Traum,“ versetzte der Häuptling, um welchen sich jetzt zahlreiche zum Kriege gerüstete Oneidas versammelt hatten; „und in seinem Traume sah er zehn Männer vom Mittag her in das Land der Oneidas einrücken und zehn Männer von der Seite des kalten Windes her, sie trugen die Tracht des Friedens und nannten sich Brüder der Kinder des Steines. Aber die Augen des schwarzen Adlers waren stark in seinem Traume und er durchschaute ihre Brust und ihre Herzen waren schwarz, und eine Stimme flüsterte ihm zu, sie kämen, um den Oneidas zu stehlen, was sie nicht ersetzen können und den Kindern des Steines eine Last aufzuerlegen, die sie nicht tragen wollen.“

„War es nicht die Stimme des Singvogels?“ fragte der junge Mohawkhäuptling. „Wurde der Traum nicht vom bösen Geiste gesendet?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der schwarze Adler. „Aber der schwarze Adler glaubte dem Traume, und emporfahrend rief er seine Krieger um sich, schickte das Luchsauge, den Sachem des Bären, gegen Mitternacht und führte seine eigenen Krieger nach Süden, indem er sagte: laßt uns gehen und diesen zehn Männern begegnen und ihnen sagen, wenn sie wirklich

Brüder der Oneidas sind, so sollen sie mit uns kommen und die Pfeife des Friedens mit uns rauchen, in unseren Wohnungen essen und trinken und zurückkehren in ihr Land, wenn sie befriedigt sind; wenn aber ihre Herzen schwarz und ihre Zungen doppelt sind, so laßt uns offen Krieg führen, das lange begrabene Beil aufgraben und in den Krieg ziehen, wie Männer und nicht schleichen, um Unheil anzurichten, wie die listige Schlange."

Die letzten Worte wurden mit Donnerstimme gesprochen, während sein lebhaftes schwarzes Auge sprühte und seine ganze Gestalt sich vor Unwillen zu erheben schien.

Die Mohawks standen schweigend vor ihm und selbst der junge Häuptling, der sich als der kühnste unter ihnen gezeigt hatte, richtete seine Augen auf den Boden. Endlich aber antwortete er nach einer Pause:

„Der schwarze Adler hat wohl gesprochen und wohl gethan, obgleich er solchen Träumen nicht zu viel Glauben schenken sollte. Der Mohawks ist der Bruder des Oneida — die Kinder des Steines und die Männer des Bluts sind eins, wenn gleich der Mohawk den Oneida für hastig im Handeln hält. Er ist ein Panther, der von der Höhe herunter auf eine Beute springt, ehe er sieht, ob es nicht die

Hirschkuh ist, die sein Junges ernährte. Er vergißt die Gastfreundschaft —"

Die Augen des schwarzen Adlers sprühten einen Augenblick; aber dann erlosch das Feuer in ihnen und es folgte ein ernster, trauriger Ausdruck.

Der junge Mann fuhr indessen kühn fort und sagte:

„Er vergißt die Gastfreundschaft. Er führt den Sohn seines Bruders zum Tode und vergießt das Blut dessen, der mit ihm von derselben Speise gegessen. Er wartet nicht, um den Schuldigen zu bestrafen, sondern erhebt sein Tomahawk gegen seinen Freund. Die fünf Nationen sind ein vereintes Volk; was Schande über die eine Nation bringt, bringt Schande über alle. Die Augen des Mohawk sind voll Feuer und sein Kopf beugt sich nieder, wenn die Leute sagen: der Oneida verletzt die Gastfreundschaft, der Oneida ist hastig zu tödten und vergilt Treue und Glauben und Freundlichkeit mit dem Tode. Was sollen wir sagen zu unserem weißen Vater jenseits des Salzwassers, wenn er uns fragt: Wo ist mein Sohn Walter, der die Oneidas liebte, der ihr Bruder war, der an ihrem Berathungsfeuer saß und die Friedenspfeife mit ihnen rauchte? Sollen wir sagen, die Oneidas haben ihn erschlagen, weil er der Gastfreundschaft der fünf Nationen vertraute und nicht entfloh? Wenn er uns fragt: Welches war sein Verbrechen?

Und verurtheilten ihn die Oneidas deshalb wie ruhige und verständige Männer? Sollen wir antworten: Er hatte kein Verbrechen begangen und die Oneidas nahmen ihn hastig und ohne Urtheil gefangen. Er war voll Liebe und Freundlichkeit gegen sie — ein Ahornbaum, der von Honig überströmte, für die Oneidas; aber sie ergriffen ihn in der Hast, da sie doch viele Andere hätten finden können! Wenn wir so sagen, was wird unser großer Vater von seinen rothen Kindern denken? Bedenke dies, schwarzer Adler; und wenn Du wieder träumst, so magst Du gabelzüngige Schlangen gegen die fünf Nationen zischen sehen, und fragen hören: Wer machte sie zischen? — Ich habe gesprochen."

Die Gefühle, die durch diese Rede in allen Oneidakriegern, die sie hörten, erregt wurden, dürften schwer zu beschreiben sein. Sie zeigten viel Zorn, aber noch mehr Scham. Die letztere war gewiß in des schwarzen Adlers Brust vorherrschend. Er griff mit der Hand nach seiner Schulter, als suche er seinen Mantel, um ihn über sein Gesicht zu ziehen und sagte nach einer langen Pause:

„Leider habe ich keine Antwort! Du bist ein Jüngling und mein Herz ist alt. Mein Volk sollte mich nicht ohne Antwort lassen vor einem Knaben. Geh in Frieden. Ich will dem meine Antwort senden, der Dich geschickt hat; denn unsere Brüder, die

Mohawks, haben nicht redlich gegen uns gehandelt, indem sie List anwendeten. Es sind Eurer indessen noch mehr. Laßt jeden von ihnen in seine Heimath zurückkehren, denn die Kinder des Steines sind ihre eigenen Herren."

„Es sind unserer nicht mehr, als Du siehst," entgegnete der junge Mann.

Der schwarze Adler sah ihn strenge an und antwortete darauf:

„Seit gestern Morgen sind von dieser Seite sechs Männer auf gesonderten Wegen in das Oneidagebiet eingetreten. Mögen sie zurückkehren. Wir geben ihnen Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, und Niemand soll ihnen etwas zu Leide thun. Wenn sie später noch hier gefunden werden, sollen ihre Scalps an dem Kriegsbaume aufgehängt werden."

So redend, wendete er sich und entfernte sich mit seinen Kriegern, während der junge Mohawk und seine Begleiter fast so still, wie sie gekommen waren, wieder durch die Wälder zogen und in ihr Gebiet zurückkehrten.

Der große Oneidahäuptling und seine Begleiter setzten mit langsamen und schweren Schritten ihren Heimweg fort. Niemand sprach ein Wort, denn jeder zeigte Kummer und Verlegenheit, und Alle fühlten, daß der Vorwurf des jungen Mohawk gerecht sei. Sie waren mit Gefühlen des Unwillens und Zornes

gekommen bei der Nachricht, daß andere Stämme sich in die Angelegenheiten des Oneidavolkes mischten, und sie empfanden noch große Aufregung bei der Handlungsweise, die man verfolgt hatte; aber ihr Stolz war gedemüthigt und ihr angeborner Gerechtigkeitssinn verletzt, durch die lebhafte Schilderung der Ansicht, welche Andere über ihre Handlungsweise gegen Walter Prevost haben müßten. Sie wußten freilich, daß diese Handslungweise vorzüglich einer Familie des Stammes zuzuschreiben sei; aber sie fühlten, daß die Schande auf die Nation fiel und in gewisser Hinsicht dem ganzen Bunde würde zur Last gelegt werden.

Nichts bekümmerte oder erniedrigte die Indianer so sehr, wie das Gefühl der Scham. Es wurde natürlich von anderen Ursachen hervorgebracht, als bei einem Europäer; dennoch war es sehr mächtig und der schwarze Adler fühlte, daß in Walter Prevost's Falle die Gewohnheiten seines eigenen Volkes durch seine hastige Gefangennahme verletzt worden seien und daß er selber, der Häuptling der Nation, in gewissem Grade für eine Handlung, die er gestattet, wenn auch nicht selber gethan, verantwortlich gehalten werde.

Zu dieser Zeit, während der Bund der fünf mächtigen Nationen unverletzt blieb und alle indianischen Stämme eine gewisse Besorgniß wegen der Einfälle der Europäer empfanden, war den großen Häuptlingen ein Grad der Macht und des Ansehens zuge-

fallen, den man ihnen in früheren und einfacheren Zeiten wahrscheinlich nicht bewilligt hatte. Der große Häuptling der Mohawks nannte sich König und übte in gewissem Grade das Ansehen eines Monarchen aus. Der schwarze Adler nahm freilich keinen anderen Titel, als die gewöhnliche indianische Benennung Sachem an; aber bei seinem großen Rufe und seiner anerkannten Weisheit wurde sein Ansehen allgemeiner geachtet, als das irgend eines anderen Häuptlings des Bundes. Die Verantwortlichkeit lastete daher schwer auf ihm, und mit Gefühlen tiefer Verstimmung und Niedergeschlagenheit trat er kurz vor der Stunde des Sonnenunterganges in das große Oneidadorf ein.

Die Frauen und Kinder waren alle versammelt, um die Krieger vorüberziehen zu sehen, alle, außer Otaitsa, die, ihren Kopf niedergebeugt unter dem drückenden Gefühl der Schwierigkeiten und Gefahren, ihrer bevorstehenden Aufgabe vor dem großen Hause des schwarzen Adlers saß.

Der schwarze Adler sah sie wohl und bemerkte, daß sie von tiefem Kummer bewegt war; aber er gab durch kein Zeichen zu erkennen, daß er sie gewahr werde; und langsam und mit unverändertem Gesichte zu der Thür gehend, setzte er sich zu ihr, während seine Krieger sich um sie ordneten und die Frauen und jungen Leute einen weiteren Kreis bildeten. Es geschah ohne Verabredung oder Anordnung; aber alle

wußten, daß der Häuptling reden werde ehe sie sich trennten.

Otaitsa blieb aus Ehrerbietung gegen ihren Vater schweigend in derselben Stellung, und nach einer Pause hörte man den schwarzen Adler sagen:

Meine Kinder, Euer Vater ist bekümmert. Wäre er ein Weib, so würde er weinen. Der Vorwurf seines Volks und die üble Aufführung seiner Verbündeten würde Wasser in die Augen bringen, welche niemals naß waren. Aber es droht uns ein Sturm, der heftigste Sturm, der je über uns gekommen. Das Wasser unseres Sees ist getrübt und wir haben es selber getrübt. Wir müssen uns berathen. Wir müssen die Weisheit vieler Männer zu Hülfe rufen, um den Sturm abzuwenden. Laßt denn drei von meinen schnellsten Kriegern forteilen zu den Häuptern der acht Stämme und ihnen sagen, daß sie hieherkommen, ehe morgen der Westen dunkel wird, und ihre weisesten Männer mitbringen. Dann sollen meine Kinder meine Gesinnung erfahren und der schwarze Adler wird wieder seine Kräfte erhalten."

Er schwieg und Otaitsa sprang auf, indem sie glaubte, daß ihr Vater bereits von dem, was sie gethan, Kunde erhalten habe.

„Ehe Du zu den Häuptlingen sendest, höre Deine Tochter an."

Der schwarze Adler war überrascht, aber kein

Zeichen davon war in seinem Gesichte zu erkennen. Er nickte langsam mit dem Kopfe und die Blüthe fuhr fort:

„Bin ich nicht ein gehorsames Kind gegen Dich gewesen? Habe ich Dich nicht geliebt, nicht Dein leisestes Wort befolgt? Ich bin in jeder Hinsicht Dein Kind. Du hast mich oft in die Wohnung des weißen Mannes mitgenommen, weil er von meiner Verwandtschaft ist. Du hast mich oft dort zurückgelassen, während Du auf den Kriegspfad gegangen oder auf den Bergen gejagt. Du hast gesagt: Sie sind von unserem eigenen Blut. Mein geliebtes Weib war von hohem Range unter dem Volke des bleichen Gesichts im Osten, die Tochter eines großen Häuptlings. Ich diente ihr am Tage der Schlacht und sie wurde mein; und wahr und treu, liebevoll und gerecht war das Kind des weißen Häuptlings gegen den großen Sachem der Oneidas. Soll ich ihre Tochter von allem Verkehr mit ihrer Verwandtschaft abhalten? Jung war ich, ein kleines Kind, als Du mich zuerst dorthin mitnahmest und Editha war eine Schwester und Walter ein Bruder für mich. Sie liebten mich beide sehr, und ich liebte sie; aber meine Liebe zu dem Bruder wurde stärker, als die zu der Schwester, und die seine zu mir. Wir erklärten einander unsere Liebe und er sagte: Wenn ich alt genug bin, um auf den Kriegspfad zu gehen, so will ich den

schwarzen Adler bitten, mir Otaitsa zu geben; und der rothe Häuptling und der weiße Häuptling sollen wieder vereint und das Band zwischen den Oneidas und dem englischen Volke verstärkt werden. Und wir träumten einen Traum, daß dies erfüllt werden würde und gaben einander das Wort. Was habe ich nun gethan, mein Vater? Die Brüder der Schlange und der Häuptling Apukwa ergriffen gegen die Gewohnheiten der Oneidas meinen Verlobten und führten ihn gefangen fort innerhalb vier Tagen, nachdem ihr Bruder von einem weißen Manne, aber nicht von meinem Walter, war erschlagen worden. Es ist nicht meine Sache, die Gesetze der Oneidas zu kennen oder von den Ueberlieferungen unserer Väter zu reden, aber hierin wußte ich wenigstens, daß sie übel gehandelt; sie hatten einen unschuldigen Mann genommen, ehe sie den schuldigen gesucht. Ich fand den Ort, wo sie ihn versteckt hatten. Ich kletterte auf die Höhe des Felsens über der Schlucht und stieg den Abhang hinunter. Ich band Stricke an die Bäume, damit er entfliehen könne. Ich löste die Riemen von seinen Händen und Füßen und sagte: Diese Nacht sollst Du entfliehen, mein Geliebter und der Wuth Deiner Feinde entgehen. Dies Alles that ich; und was ist es? Es mag gegen das Gesetz der Oneidas sein, aber es ist das Gesetz eines weiblichen Herzens, welches der große Geist selber dort niedergelegt. Dasselbe würde meine

Mutter für Dich gethan haben, mein Vater, wenn Du in den Händen Deiner Feinde gefangen gewesen wärest. Hätte ich es nicht gethan, so wäre ich nicht Dein Kind gewesen; ich wäre unwürdig, den schwarzen Adler meinen Vater zu nennen. Die Tochter eines Häuptlings muß wie die Tochter eines Häuptlings handeln. Das Kind eines großen Kriegers, muß keine Furcht haben. Wenn ich sterben soll, bin ich bereit."

Sie schwieg einen Augenblick und der schwarze Adler erhob seinen Kopf, den er ein wenig niedergebeugt hatte, und sagte mit lauter und deutlicher Stimme:

„Du hast wohl gethan, mein Kind. So mag jedes indianische Weib gegen den handeln, dem sie in Liebe verbunden ist. Die Frauen der Kinder des Steines sind nicht wie andere Frauen. Sie sind fest wie der Stein; sie sind hoch wie der Felsen. Sie beschenken die Nation mit Kriegern. Sie lehren sie große Thaten thun."

„Habe noch ein wenig Geduld mit mir, mein Vater," fuhr Otaitsa fort; „und laß das Geschick Deiner Tochter in Deiner Hand sein, vor den Augen aller hier Gegenwärtigen. Apukwa und die Brüder der Schlange hatten Wache gestellt und überfielen mich und meinen weißen Bruder und verspotteten Deine

Tochter und ihren Gemahl und banden seine Hände und Füße wieder und sagten, er solle sterben."

Es ist selten, daß ein Indianer die Rede eines Anderen unterbricht; aber das Herz des Häuptlings war gänzlich mit Otaitsa's Unternehmen beschäftigt, und er rief jetzt mit großer Aengstlichkeit:

„So ist er also nicht entflohen?"

„Nein, das ist er nicht," versetzte Otaitsa; „es ging, wie ich sagte. Walter Prevost ist noch in den Händen Apukwa's und der Brüder der Schlange; und er ist nicht sicher, mein Vater — nicht einmal so lange, bis die Nation über sein Schicksal entschieden hat. Wenn die Nation spricht," fuhr sie fort, kühn gemacht durch ihres Vaters Billigung, „so will Otaitsa leben oder sterben, denn ich sage Dir und allen hier gegenwärtigen Kriegern, wenn mein Verlobter unschuldigerweise von der Hand eines Oneida erschlagen wird, so stirbt die Tochter des Häuptlings auch."

„Wohl gesprochen!" murmelten die Krieger in leisem und traurigem Tone, als sie sie anblickten, wie sie in ihrer großen Schönheit an der Seite ihres Vaters dastand, während die untergehende Sonne unter dem Rande der Schneewolke hervorblickte und einen rosigen Schimmer umher verbreitete.

„Er ist nicht einmal so lange sicher, bis das Wort ausgesprochen ist, denn es sind böse Männer,

die ihn in ihrer Gewalt haben. Sie halten ihn gegen unsere Gewohnheiten gefangen. Sie verachten unsere Gesetze. Es sind Honontkoh und sie fürchten Nichts, als das Tomahawk des schwarzen Adlers. Sie trinken Blut. Sie tödten ihre Mütter und ihre Brüder. Es sind Honontkoh!"

Ein Gemurmel des Schreckens und Unwillens bei dem verhaßten Namen dieses geheimen Ordens unter den Indianern, der von allen edleren Kriegern der Stämme mit Furcht und Haß betrachtet wurde, lief durch den Kreis. Der schwarze Adler stand auf und sagte:

„Man untersuche sie, und wenn das Zeichen an ihnen gefunden wird, so stelle man redliche Männer als Wache bei dem Jüngling auf. Morgen in der großen Versammlung wollen wir über sein Schicksal entscheiden und der große Geist sende uns Träume und sage uns, was recht ist! Komm mit mir, mein Kind. Die Blüthe ist mir immer theuer."

Bei diesen Worten wendete er sich um und trat in seine Wohnung.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Verheißung des Sonnenunterganges bestätigte sich. Der folgende Tag brach hell und klar an. Der Wind war nach Südwesten herumgegangen, und wie es häufig in dem amerikanischen Herbste geschieht, folgte auf den kalten und eisigen Hauch des Nordost ein so sanfter und milder Wind wie die wärmsten Lüfte des Frühlings. In großen Massen fiel der Schnee von den Zweigen der Tannen und Fichten; die weiße Oberfläche der Erde schimmerte, wie von glänzenden Schuppen, als die obere Decke zu schmelzen begann und das Wasser von den äußersten Zweigen heruntertröpfelte, bis die völlig aufgegangene Sonne den aufgelösten Schnee in die Ströme und in den See ergoß. Es war gleich der Herstellung des Geistes vom Kummer unter dem glänzenden Einflusse glücklicherer Tage.

Nur hie und da sah man noch einen Schneehaufen auf den Gipfeln der Hügel oder in den schattigeren Theilen des Waldes; nur hie und da zeigte sich am Himmel der Ueberrest einer Wolke; aber anstatt der dunklen, schweren grauen Masse, die am

vergangenen Tage den Himmel eingehüllt hatte, war jene Wolke leicht und sanft, wie der Flaum eines Schwans.

Um zwei Uhr sah man mehrere lange Reihen indianischer Häuptlinge und Krieger dem großen Oneidadorfe sich nähern. Bald darauf wurde ein großes Feuer vor der Thür der vorzüglichsten Wohnung angezündet, und wie am vergangenen Abend bildeten die Krieger einen engeren und die Frauen und Kinder einen weiteren Kreis.

Der große Häuptling in der vollen Pracht der indianischen Friedenskleidung, mit seinen Federn, seinem weiß und rothen Kopfputze, seinem carmoisinrothen Mantel, seinem gestickten Hemd und Oberkleide und den zahllosen Schaumünzen an seinem Halse, nahm mit einer ernsten Würde, wie sich wenige civilisirte Monarchen nach dem eifrigsten Studium anzueignen vermögen, den Ehrenplatz ein. Er trug keine kriegerischen Waffen, Nichts als ein einziges Messer zeigte sich an seinem Gürtel und in seiner Hand hielt er eine reich verzierte Friedenspfeife.

Dicht hinter ihrem Vater saß Otaitsa mit sehr beunruhigtem Herzen, weniger vielleicht von Furcht, als Erwartung. Der schwarze Adler war freundlich und zärtlich gegen sie gewesen, als er sich mit ihr allein befunden. Er hatte sie mit einer Zärtlichkeit, wie sie ein Indianer selten gegen sein Kind zu erken-

nen giebt, an sein Herz gedrückt. Er hatte die ganze Erzählung von ihrer Liebe zu Walter Prevost ohne ein Wort der Mißbilligung oder des Vorwurfs angehört und zuweilen hatte sich sogar ein heiteres Lächeln in seinem dunklen und strengen Gesichte gezeigt, als ihre Worte ihn an die Gefühle seiner Jugend erinnerten — gleich einem Liede, an welches man nach vielen Jahren plötzlich wieder erinnert wird. Anstatt ihren Versuch der Befreiung Walter's zu tadeln, rühmte er denselben sehr.

„Es war Deine Aufgabe, mein Kind," sagte er. „Du hättest ein Knabe sein sollen, Otaitsa; der Geist des Kriegers ist in Deinem Mädchenbusen."

Als sie aber von dem Schicksal ihres Geliebten zu reden und für ihn zu bitten begann, da kehrte die strenge und ernste Kälte des Indianerhäuptlings zurück, und obgleich sie sehen konnte, daß er voll fester Entschlüsse war, vermochte sie doch nicht zu entdecken, worin sie bestanden. Sie wußte, daß die Erklärung jetzt kommen sollte und wir können uns vorstellen, mit welchem lebhaften Interesse sie auf jedes Wort horchte.

Es fand natürlich einige Verwirrung statt, als Alle ihre Plätze einnahmen, aber bald wurde es ruhig und dann trat ein tiefes Schweigen ein. Die große Pfeife wurde angebrannt und von Hand zu Hand geschickt, bis sie den ganzen Kreis zurückgelegt hatte,

und dann, und nicht eher, als dann, stand der schwarze Adler auf und sprach.

„Sind meine Worte befolgt worden?“ fragte er; „haben meine Krieger untersucht, ob Mitglieder des schwarzen und verderblichen Ordens der Honontkoh unter uns sind?“

Er setzte sich wieder, sobald er die Frage ausgesprochen hatte, und nach einer augenblicklichen Pause standen zwei Krieger von mittlerem Alter, die am vergangenen Tage bei ihm gewesen waren, auf und traten einen Schritt vor, während einer von ihnen sagte:

„Wir haben Deine Worte gehört und die Untersuchung angestellt. Der Bruder der Schlange, Apukwa, der Mann der Heilkunst und das fliegende Eichhörnchen sind Honontkoh. Sie haben das Zeichen und sonst Niemand.“

„Es ist gut,“ sagte der Häuptling wieder aufstehend. „Nun bringt den Mann herbei, der in der letzten Nacht vor dem Thore unserer Burg gefangen genommen wurde.“

Ein halbes Dutzend junger Männer sprang auf und führte aus einer benachbarten Hütte den farbigen Läufer Proctor, den wir bei Brooks und Lord H. in Albany gesehen. Er hatte eine Friedenspfeife in der Hand, als Zeichen einer friedlichen Botschaft und er zeigte keine Furcht, denn er wußte, daß sein Leben verschont bleiben werde, obgleich er jetzt bereits erfah=

ren hatte, daß die Oneidas wegen einiger Handlungen in Betreff des Zweckes seiner Sendung sehr aufgebracht worden.

So ruhig und gefaßt, wie er im Fort von Albany gewesen, in der Mitte dastehend, sah er sich kaum im Kreise um, sondern blickte mit kaltem und ausdruckslosem Gesichte vor sich hin und den Häuptling an, vor dem er stand.

„Was hast Du zu sagen?“ fragte der schwarze Adler.

Der Mann blieb stumm, obgleich er die Lippen bewegte, als ob er reden wollte.

„Fürchte Nichts,“ sagte der schwarze Adler, der die vergebliche Anstrengung zu reden für ein Zeichen der Furcht hielt, obgleich es der angewöhnte Widerwille war, den Ton seiner eigenen Stimme zu hören; „Du sollst in Sicherheit gehen, welches auch Deine Botschaft sein möge. Mann, bist Du stumm? Ist Deine Zunge ein Stein?“

„Bin nicht stumm — ich fürchte Nichts,“ sagte der Läufer mit mächtiger Anstrengung. „Große Häuptlinge in Albany schicken mich zu sagen: Gieb uns den Knaben!“

Hier hielt er inne, denn es hatte ihm große Anstrengung gekostet, so viele Worte auszusprechen.

„Waren es Kriegshäuptlinge?“ fragte der schwarze Adler laut.

Der Mann nickte mit dem Kopfe und der schwarze Adler fragte:

„Drohten sie den Oneidas? Sagten sie, sie wollten das Beil aufgraben?“

Der Läufer schüttelte den Kopf und der Häuptling fragte:

„Was, sagten Sie denn, würde uns zu Theil werden, wenn wir uns einzuwilligen weigerten?“

„Schande!“ versetzte Proctor laut.

Der schwarze Adler zog plötzlich seinen Mantel über sein Gesicht.

Ein leises Gemurmel verbreitete sich gleich dem Summen eines Bienenschwarmes; als es sich gelegt hatte, stand der Häuptling wieder auf und sah sich mit ernster und trauriger Würde unter seinem Volke um.

„Ihr habt gehört, o Kinder des Steines,“ sagte er mit voller tieftönender Stimme, „was die Häuptlinge der bleichen Gesichter von der Oneidanation sagen; und es sind Krieger hier, die gestern bei mir waren, als unsere Brüder, die Mohawks, mir Verrätherei und Bruch der Gastfreundschaft gegen unseren Bruder Prevost vorwarfen, und der schwarze Adler hatte Nichts zu antworten. Ihr kennt die Geschichte. Warum sollte ich das Lied von gestern wiederholen? Ein Mann von unserer Nation wurde von den Yengees erschlagen und die Brüder des todten Mannes ergriffen den Sohn des Prevost, der auch unser

Sohn ist, ohne nach dem zu suchen, der das Blut vergossen hatte. Dies war gegen die Sitte der fünf Nationen. Aber sie sagen, der Mann sei nicht zu finden — er sei schon außer unserem Gebiet gewesen und wir müßten den Ersten nehmen, den wir finden können, um den Geist unseres Bruders zu besänftigen. Nun ist Prevost aber ein guter Mann, von allen fünf Nationen geliebt, ein Bruder des rothen Mannes, ein Freund, der uns vertraut hat. So hart halten die Mohawks und Onondagas diese That, daß sie hinterlistig gegen die Oneidas gehandelt und sich bemüht haben, durch die krummen Wege der Schlange den Gefangenen aus unsern Händen zu befreien. Auch die Häuptlinge der bleichen Gesichter haben Männer in unser Land geschickt und denken übel von den Oneidas. Aber der schwarze Adler sah, was sie vorhatten, breitete seine Flügel aus und trieb sie hinaus. Er hatte keine Antwort für die Vorwürfe der Mohawks oder der Yengees. Er will ihnen Beiden heute durch den Boten ihre Antwort senden und die Kinder des Steines werden dadurch seine Gesinnung erfahren. Sie mögen sagen, ob es recht ist."

Dann wendete er sich zu Proctor, streckte seine Hand nach Süden aus und sagte:

„Wenn Du dorthin gehst, so sollen Dich zwei von meinen Kriegern zu der Burg der Mohawks begleiten und Du sollst sagen: Warum habt Ihr hin=

terlistig gehandelt gegen die Oneidas? Wenn Ihr Etwas gegen sie hattet, warum schicktet Ihr nicht einen Boten des Friedens, um Euren Brüdern Eure Gesinnung mitzutheilen oder warum wendetet Ihr Euch nicht an die große Rathsversammlung der fünf Nationen, um zwischen uns zu richten? Wenn Ihr das Beil aufgraben, den Baum des Friedens umhauen und Unruhe unter die fünf Nationen bringen wollt, so daß das bleiche Gesicht herrsche und unser langes Haus hier nieder gerissen werde, so bemalt Euer Gesicht und tanzt den Kriegstanz und kommt auf den Schlachtpfad, aber folgt nicht dem Wege der Schlange, um Euch unbemerkt in Eures Bruders Land zu schleichen."

Ein Gemurmel der Billigung folgte dieser kühnen Rede. Dann fuhr der Häuptling zu Proctor gewendet fort, und sagte:

„Wenn Du so gesprochen hast zu den Mohawks, so sollst Du weiter gehen zu den Häuptlingen der bleichen Gesichter in Albany und zu ihnen sollst Du sagen: Die Kinder des Steines haben Eure Botschaft gehört. Sie sind die Kinder des großen Königs. Er ist ihr Vater und sie lieben ihn; aber die Oneidas haben ihre eigenen Gesetze und werden von ihren eigenen Häuptlingen geführt. Sie ziehen in den Krieg gegen Eure Feinde wie gegen ihre eigenen und Ihr seid froh am Tage der Schlacht, wenn sie an Eurer Seite gegen die Franzosen fechten. Es ist ihnen lieb,

daß Ihr keine Drohungen angewendet habt, und sie möchten nicht, daß ihr weißer Bruder übel von ihnen dächte. Sie lieben auch den Häuptling Prevost. Sie lieben seinen Sohn wie einen Bruder; aber eins ihrer eigenen Kinder ist von einem der Eurigen erschlagen worden und ihr Gesetz muß erfüllt werden. Sein Geist darf nicht ausgeschlossen werden von dem glücklichen Jagdrevier. Sie werden trauern wie eine ganze Nation; aber Walter Prevost muß sterben, wenn der Mörder nicht gefangen genommen wird. So spricht der schwarze Adler, der große Häuptling der Oneidanation; er, welcher seinen Feinden hundert Scalps genommen und in funfzehn Schlachten mit Euren und seinen Gegnern gefochten. Gebt uns den Mörder heraus, wenn Ihr den Knaben retten wollt. Er ist in Eurem Lande — Ihr könnt ihn finden. Handelt gerecht gegen uns in dieser Sache und folgt nicht der Spur des Fuchses, uns zu täuschen und unseren Gefangenen von uns zu nehmen."

Dann schwieg er einen Augenblick und redete mit leiserer Stimme, doch wurden die folgenden Worte sehr langsam und deutlich ausgesprochen, damit jede Silbe nicht nur dem Geiste des Mannes, den er anredete, eingeprägt, sondern auch von den Leuten umher deutlich gehört und verstanden werden möchten.

„Ferner sollst Du zu unseren Brüdern, den Häuptlingen der bleichen Gesichter in Albany, sagen:

Der schwarze Adler erfährt, daß Walter Prevost in die Hände böser Männer gefallen ist, welchen man nicht trauen kann, denn sie haben es mit verborgenen Dingen zu thun und sind Geier, deren Köpfe bloß und deren Herzen bedeckt sind. Der schwarze Adler wird den Knaben aus ihren Händen nehmen, ihn gut behandeln und für seine Sicherheit sorgen, bis die Stunde kommt. Da Ihr gesagt habt, daß die Oneidas hastig sind, daß sie rasch handeln, daß sie nicht gesucht haben, wie sie hätten suchen sollen, so will der schwarze Adler den Knaben in Frieden bei sich behalten wie seinen eigenen Sohn, um zu sehen, ob Ihr ihm den Mörder eines Oneida ausliefern werdet. Aber so wie der Häuptling seinen eigenen Sohn tödten würde, wenn die Gesetze seines Volks es von ihm forderten, so wollen er und die Häuptlinge seiner Nation Walter Prevost tödten, wenn Ihr in sechs Monaten nicht den Mörder ausliefert. Er soll den Tod eines Kriegers mit ungebundenen Händen sterben, und da der schwarze Adler den Geist kennt, der in ihm wohnt, so ist er gewiß, daß er wie ein Krieger sterben wird. Dies sollst Du zu den englischen Häuptlingen sagen, und das Schicksal des Knaben ist von ihrem Rathe abhängig. Gebt ihm eine Rolle Wampum als Belohnung und laßt ihn in Frieden ziehen."

Seine Befehle wurden sogleich befolgt und der farbige Läufer aus dem Kreise entfernt.

Dann wendete sich der Häuptling, ohne sich zu setzen, zu den Kriegern und fragte:

„Habe ich wohl gesprochen?“

Die gewöhnlichen Worte der Billigung folgten und wurden fast von allen Gegenwärtigen wiederholt, darauf begann der schwarze Adler in strengerem Tone wieder und sagte:

„Und nun, meine Kinder, was soll mit den Honontkoh geschehen? Ich habe den Gefangenen bereits aus ihren Händen entfernt, denn sie sind Leute ohne Treue und Glauben. Sie leben in Dunkelheit und hüllen sich in Schatten. Sie verfolgen krumme Wege und wir sehen, daß ihre Handlungen Blut und Zwietracht hervorbringen. Schon haben sie den Zorn unserer Brüder von den fünf Nationen gegen uns erregt; sie haben die gelbe Wolke der Scham über die Oneidas gebracht. Sie haben beinahe die Fäden getrennt, welche die Rolle unseres Bundes zusammenhalten. Sie haben das Beil an die Wurzel des Baumes gelegt, den wir und unser englischer Vater gepflanzt. Ich sage, laßt sie von uns hinweggehen. Der Stamm von dem Zeichen der Schildkröte stößt sie aus. Wir wollen unsere Hütten nicht in der Nähe ihrer Hütten haben. Sie sollen nicht innerhalb unserer Pallisaden wohnen. Mögen sie sich in die Dunkelheit des Waldes begeben und zu den geheimen Höhlen der Felsen; denn Dunkelheit und

Geheimniß sind die Wohnorte ihrer Herzen. Oder laßt sie, wenn sie wollen, zu den ränkevollen Huronen gehen und auf der Seite der trügerischen Franzosen fechten. Bei uns sollen sie nicht wohnen, und mögen sie sich nicht mehr unter uns sehen lassen. — Ist mein Urtheil gut?"

Ein allgemeiner Ruf der Billigung folgte. Die Versammlung brach auf und die Krieger begannen umherzuwandern. Die, welche aus der Ferne gekommen waren, suchten Gastfreundschaft in den benachbarten Hütten, denn das große Haus des Häuptlings hatte nicht Raum für alle.

In ihr kleines Zimmer begab sich Otaitsa sogleich, verriegelte die Thür und warf sich auf ihre Kniee, um zu danken und zu flehen — zu danken, denn die Hoffnung ist immer ein Segen — zu flehen, denn noch war immer Gefahr vor ihren Augen. Sie wußte, daß Walter unter der sorgfältigen Bewachung ihres Vaters sicher sein werde; aber sie betete noch immer inbrünstig, daß der Gott ihrer Mutter ein Mittel der Rettung finden möge um dessen willen, der gestorben, um die Menschheit zu erretten.

Ende des zweiten Bandes.

Schneeberg, gedruckt in der C. Schumann'schen Buchdruckerei.